



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Community Gardening“

Eine ethnographische Betrachtung dreier Gemeinschaftsgärten
in Wien oder von der Gemeinschaft im Garten

Verfasserin

Mag. Esther Hörantner

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 307

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Kultur- und Sozialanthropologie

Betreuerin:

Univ.-Prof. Dr. Elke Mader

Ich widme diese Arbeit einer Reihe von Menschen, deren Unterstützung wesentlich zur vorliegenden Arbeit beigetragen hat...

meinen Eltern, für ihre positiven Zusprüche und aufbauenden Worte, die unermüdliche Motivation und dafür, dass sie immer für mich da sind (und natürlich für das Lektorat!)

meinem Freund, für den technischen Beistand und das Gitarrespielen, das mich zum Weitermachen anspornte

Gerti, für ihren kompetenten fachlichen Rat, die selbstlose Betreuung und das Gut-Zureden

den GärtnerInnen, für ihr Interesse an meinem Vorhaben und die interessanten Gespräche

meinen WegbegleiterInnen während der Endphase meines Diplomstudiums, für den Austausch und den Zusammenhalt

meinen Freunden und Freundinnen, für den Rückhalt und ihre Freundschaft

...und den Pflanzen dieser Stadt, die den Beton aufbrechen, die die Natur zurückkehren lassen und Menschen zusammenbringen.

Inhaltsverzeichnis

1. EINFÜHRUNG.....	5
2. SKIZZIERUNG MEINES FORSCHUNGSINTERESSES	7
3. DIE STADT ALS FORSCHUNGSEINHEIT	10
3.1 ZUR WELTWEITEN URBANISIERUNG	10
3.2 STADTENTWICKLUNG VON UNTEN.....	12
4. COMMUNITY GARDENING.....	14
4.1 EINE BEGRIFFLICHE ANNÄHERUNG	14
4.2 HISTORISCHER ÜBERBLICK DES URBANEN <i>COMMUNITY GARDENING</i>	15
4.3 WAS NEU AN DIESEN GÄRTEN IST.....	18
4.4 POLITISCHE ELEMENTE	20
4.5 GEMEINSCHAFTSGÄRTEN IN WIEN	22
<i>Exkurs: Zu meinen Erkundungen – persönliche Eindrücke.....</i>	<i>26</i>
5. METHODIK.....	31
5.1 ZU MEINER VORGEHENSWEISE	31
5.2 DAS FORSCHUNGSTAGEBUCH.....	32
5.3 TEILNEHMENDE BEOBACHTUNG.....	33
5.4 WAHRNEHMUNGSSPAZIERGÄNGE.....	35
5.5 INFORMELLE GESPRÄCHE	36
5.6 INTERVIEWS	37
5.7 FOTOGRAFIEN.....	39
6. REFLEXION DES FORSCHUNGSPROZESSES	41
7. ZU MEINEN FORSCHUNGSERGEBNISSEN	43
7.1 DAS SOZIALE IM GARTEN.....	44
7.2 GEMEINSCHAFT ODER <i>COMMUNITY</i> ALS ZENTRALES ELEMENT	45
8. ÜBER DIE GÄRTEN.....	47
8.1 DER GEMEINSCHAFTSGARTEN IM JOSEF-KADERKA-PARK	48
8.1.1 <i>Rahmenbedingungen und Kontext.....</i>	<i>48</i>
8.1.2 <i>Ein Gemeinschaftsgarten entsteht - Erste Eindrücke</i>	<i>51</i>
8.1.3 <i>Was aus und in diesem Garten werden soll – große Pläne für einen kleinen Garten</i>	<i>53</i>
8.1.4 <i>Vom Glück gelöst zu werden – eine GärtnerInnengruppe formiert sich</i>	<i>56</i>
8.2 DER NACHBARSCHAFTSGARTEN HEIGERLEIN	59
8.2.1 <i>Rahmenbedingungen und Kontext.....</i>	<i>59</i>

8.2.2	<i>Ein Garten für die Nachbarschaft</i>	63
8.2.3	<i>MEIN Beet und UNSER gemeinsamer Garten</i>	68
8.2.4	<i>Integratives Gärtnern – „wie man zusammen versucht, da diese Erde zu bebauen“</i>	74
8.3	DER BÜRGERGARTEN IM AUGARTENSPITZ	79
8.3.1	<i>Rahmenbedingungen und Kontext</i>	79
8.3.2	<i>Ein Garten für die BürgerInnen – die Rückeroberung eines öffentlichen Raumes</i>	84
8.3.3	<i>Mit vereinten Kräften</i>	88
8.3.4	<i>Parzellen für den Widerstand</i>	90
8.3.5	<i>Partizipatives Gärtnern und darüber hinaus</i>	92
9.	SCHLUSSBETRACHTUNGEN	98
	QUELLENVERZEICHNIS	105
	INTERVIEWVERZEICHNIS	114
	ABSTRACT	115
	LEBENS LAUF	116

In nature's economy the currency is not money, it is life.

-Vandana Shiva

1. Einführung

Ich habe den Kontakt zur Natur immer gesucht, um vor zu viel Beton und Lärm in der Stadt zu fliehen, aber auch um abseits einer kleinen Wohnung, in der ich aufgewachsen bin, Freiraum für Erholung und zum Abschalten von Stress zu finden. Von Kindheit an hielt ich mich – für ein „Stadtkind“ dank meiner Eltern vergleichsweise oft – „draußen im Grünen“ in Wiener Parks, auf den Steinhofgründen, am Land in den Herkunftsorten meiner Eltern auf, woran ich viele schöne Erinnerungen in Zusammenhang mit Naturerfahrungen habe. Es war meinen Eltern ein Anliegen „mit den Kindern viel an der frischen Luft“, „im Grünen“ und „in der Natur“ zu sein und uns möglichst viel Aktionsradius im Freien zu ermöglichen. Diese frühen Erfahrungen in den Wäldern und Wiesen haben mich geprägt. Sie haben eine ewige Sehnsucht nach Natur und Grünraum in mir hinterlassen, die mich auch zu diesem Diplomarbeitsthema bewogen hat.

Im Rahmen unserer Hauswohngemeinschaft nutzen wir seit einigen Jahren den angrenzenden Garten gemeinschaftlich. Im Frühjahr mit den ersten warmen Sonnenstrahlen und dem aus der Erde spießenden Grün beginnen wir in einem sich jährlich wiederholenden Ritual im Garten umzugraben, in der Erde zu wühlen, anzupflanzen und uns immer wieder aufs Neue an den kleinen Wunderlebewesen, die aus dem Boden emporsteigen, zu erfreuen. Wir betreiben einen kleinen, meist unergiebigsten Obst- und Gemüseanbau. Der Ertrag ist uns dabei auch eher nebensächlich, viel eher steht das gemeinsame Tun, das Ausprobieren und Experimentieren im Vordergrund. Wir teilen die Freude über die wenigen Früchte, die wir ernten, wir kämpfen gemeinsam gegen die Schnecken an, wir tauschen unser Wissen untereinander aus. Durch dieses Privileg eines eigenen Gartens begann ich mich in der Folge mit Themen des biologischen Anbaus, Nahrungsmittelsouveränität, mit Biodiversität, und in diesem Zusammenhang insbesondere auch mit urbaner Landwirtschaft bzw. urbanem Gärtnern auseinanderzusetzen. Unter den Menschen, die ich kenne und denen ich begegnet bin, suchen viele einen Zugang zur Natur in der Stadt. Dieses Bedürfnis drückt sich auch in der Wohnungssuche vieler aus, deren innigster Wunsch eine Wohnung mit Garten, zumindest aber mit Balkon ist. Denjenigen, denen dieses Privileg nicht zuteil wird, suchen sich ihren

Zugang zu Grün und Erde zunehmend im Rahmen öffentlicher bzw. halböffentlicher Grünräume, die in Wien etwa auf den Selbsterntefeldern, aber auch in den aus dem Boden sprießenden Gemeinschaftsgärten zu finden sind. Diese Entwicklungen spiegeln sich auch in Diskursen in Medien und Öffentlichkeit zu urbanen Grünflächen, Rückeroberung von öffentlichem Raum oder Bürgerengagement in diesem Zusammenhang. Während ich mich im Frühjahr und Sommer 2011 im Rahmen der Recherchen zu einem Diplomarbeitsthema intensiver mit dem Themenbereich zu Gemeinschaftsgärten auseinanderzusetzen begann, nahm ich gleichzeitig ein verstärktes Medieninteresse in diese Richtung wahr. Tageszeitungen wie Der Standard oder Die Presse widmeten sich in einigen Artikeln dem Trendthema des urbanen Gärtnerns in Wien. Auch die Wiener Stadtzeitung Falter brachte eine eigene „Best of Vienna“-Beilage (1/2011) mit dem Titel „Pflanz‘ die Stadt“ heraus. Bei der Sommer-Open-Air-Veranstaltungsreihe „Kino wie noch nie“ im Augartenspitz wurde 2011 ein eigenes Kurzfilmprogramm zu „Urban Wilderness“ und „Urban Gardening“ gezeigt. Der Radiosender Ö1 strahlte eine Sendereihe zum Thema aus. Im Frühjahr 2012 wurde eine Ausstellung im Architekturzentrum Wien zu „Hands-on Urbanism“ eröffnet, die sich dem Recht auf urbanes, öffentliches Grün in mehreren Facetten widmete. Es waren zu viele Artikel, Vorträge, Events, Projekte in Wien, die die Aktualität des *urban gardenings* bestätigten, um sie an dieser Stelle vollständig aufzählen zu können. Sie alle lieferten mir während meiner Forschungs- und Recherchezeit zahlreiche brauchbare Anregungen für meine Diplomarbeit und ermöglichten mir, mich von verschiedenen Perspektiven her diesem Phänomen anzunähern. Vor allem aber wuchs meine Faszination für urbane, gemeinschaftlich organisierte Gärten und die Prozesse, die dadurch ausgelöst werden.

2. Skizzierung meines Forschungsinteresses

Gärten in der Stadt üben seit meiner Kindheit eine Faszination auf mich aus; als grüne Oasen, die das viele Grau und den Beton der Umgebung auflockern, aber auch als Orte, die Gestaltung und Kreativität zulassen und Gegenpole zu urbaner Anonymität und Entfremdung bilden. Durch Gärten werden Brücken zwischen Stadt und Land geschlagen und auf diese Weise eine nur schwer überwindbar scheinende Dichotomie aufgelöst. Die besagten Grünflächen bilden Kulturräume (im Gegensatz zu einer von Menschen unangetasteten Wildnis), in denen städtisches Leben in Form von Gegenmodellen zu einer streng ökonomisch beherrschten Rationalität mitgestaltet wird. Im Fall des urbanen *community gardening* sind diese (halb)öffentlichen Gärten Ausdruck einer Stadtentwicklung von unten. Neben ökonomischen, ökologischen und politischen Komponenten, spielt das Soziale eine bedeutende Rolle. Die *community gardening*-Projekte haben unterschiedliche Zielsetzungen, bauen auf verschiedenen Voraussetzungen auf und dennoch verbindet sie alle dieses partizipative, gemeinschaftliche Element, das in meiner Forschung zentraler Gegenstand war.

Meine Diplomarbeit soll einen ethnographischen Beitrag zu *community gardening* in Wien leisten, wo sehr spezifische, für die Stadt in dieser Art neue Formen des Gemeinschaftsgärtnerns in Entstehung begriffen sind. Im Rahmen einer über mehrere Monate andauernden Feldforschung fokussierte ich mich dabei auf drei ausgewählte Gärten an unterschiedlichen Standorten Wiens: den Gemeinschaftsgarten im Josef-Kaderka-Park im 17., den Nachbarschaftsgarten Heigerlein im 16. und den Bürgergarten am Augartenspitze im 2. Wiener Gemeindebezirk. Jeder dieser drei Gärten weist spezifische Charakteristika auf, die sich aufgrund des Kontextes, der Rahmenbedingungen und der jeweiligen Entstehungsgeschichten ergeben. Als verbindendes Element gilt die gemeinschaftliche Nutzung der Gärten als öffentliche Flächen. Während die Gärten in ihrer Bezeichnung auch als „Nachbarschafts-“, oder „Bürgergarten“ bekannt sind, spielt die „Gemeinschaft“ oder *community* als explizite Zielsetzung etwa durch ihre Benennung, aber auch als implizit vorhandenes Konzept, etwa in der diskursiven Verwendung, sowie in der gelebten Praxis der GärtnerInnen, eine Rolle. Vor dem Hintergrund der Problematik und Unschärfe des Begriffes „Gemeinschaft“ setze ich mich in der vorliegenden Arbeit damit auseinander, was mit der impliziten und expliziten „Gemeinschaft“ aus einer anthropologischen Perspektive in den Gärten gemeint sein könnte. In Anlehnung an den von Sarah Pink in Zusammenhang mit

urbanem Aktivismus verwendeten Begriff „sociality“ (Pink 2008, 166) wird den unterschiedlichen Ausformungen der sozialen Beziehungen, die diese Gärten prägen, nachgespürt. „Gemeinschaft“ ist also nicht gleich „Gemeinschaft“¹, sondern variiert je nach Ausgangsposition, Kontext und Zielsetzungen. Im Zuge der Auseinandersetzung mit dem Thema kristallisierte sich daher folgende Frage als Ausgangsbasis meiner Forschung heraus:

Welche Rolle spielt das Soziale (die „Gemeinschaft“) in diesen urbanen Gärten und warum?

In diesem Zusammenhang waren folgende forschungsleitende Fragestellungen von Bedeutung:

Inwiefern beeinflussen Rahmenbedingungen und Kontext die Bedeutung von „Gemeinschaft“ in den Gärten?

Welche Zielsetzungen liegen den Gärten zugrunde?

Welche sozialen Prozesse charakterisieren die Gemeinschaft in den Gärten?

Vor dem Hintergrund meiner Forschungsfrage und den damit verbundenen forschungsleitenden Fragestellungen gliedert sich der Aufbau meiner Arbeit zunächst in eine kurze allgemeine Einführung zu Urbanisierungsprozessen, zu Stadtentwicklung „von unten“ und zum Beitrag der urbanen Anthropologie in diesem Zusammenhang. Das darauffolgende Kapitel ist der Kontextualisierung des Themas *Community Gardening* gewidmet. Definition, historische Entwicklung, wesentliche Konzepte und politische Elemente werden darin näher beleuchtet. Mit einem Überblick zu Gemeinschaftsgärten in Wien und einem Exkurs zu meinen persönlichen Eindrücken schließt dieses Kapitel. In einem weiteren Schritt beschreibe ich die angewandten Methoden meines Forschungsprozesses, um klar und nachvollziehbar darzustellen, wie ich zu meinem verarbeiteten Material gekommen bin. In Kapitel 6 folgen einige persönliche Gedanken und Reflexionen zu meinen Erfahrungen und Erlebnissen im Feld. Ein Zwischenkapitel dient mit einigen theoretischen Betrachtungen und Ausführungen der Überleitung zum praktischen Teil der vorliegenden Arbeit. Die ausführlichen Forschungsergebnisse zu den drei Gärten meines Feldes, deren Gemeinsamkeiten und Unterschiede, werden in Kapitel 8 dargestellt. Abschließend werden in einem Schlusskapitel

¹ Die Anführungszeichen bei „Gemeinschaft“ verweisen auf die Notwendigkeit der Relativierung des Begriffes.

die verschiedenen Teile zusammengeführt und die wesentlichen Argumente meiner Ergebnisse zusammenfassend präsentiert.

3. Die Stadt als Forschungseinheit

3.1 Zur weltweiten Urbanisierung

Im Jahr 2008 lebten erstmals in der Geschichte gleich viele Menschen in der Stadt wie am Land. Seitdem setzte sich der Trend zur Urbanisierung bei gleichzeitigem Schrumpfen der ländlichen Weltbevölkerung stetig fort. Noch nie zuvor lebten also so viele Menschen in Städten wie heute – die Tendenz ist stark steigend (vgl. DESA 2008, 1): „[...] by 2050, urban dwellers will likely account for 86 per cent of the population in the more developed regions and for 67 per cent of that in the less developed regions“ (DESA 2008, 2).

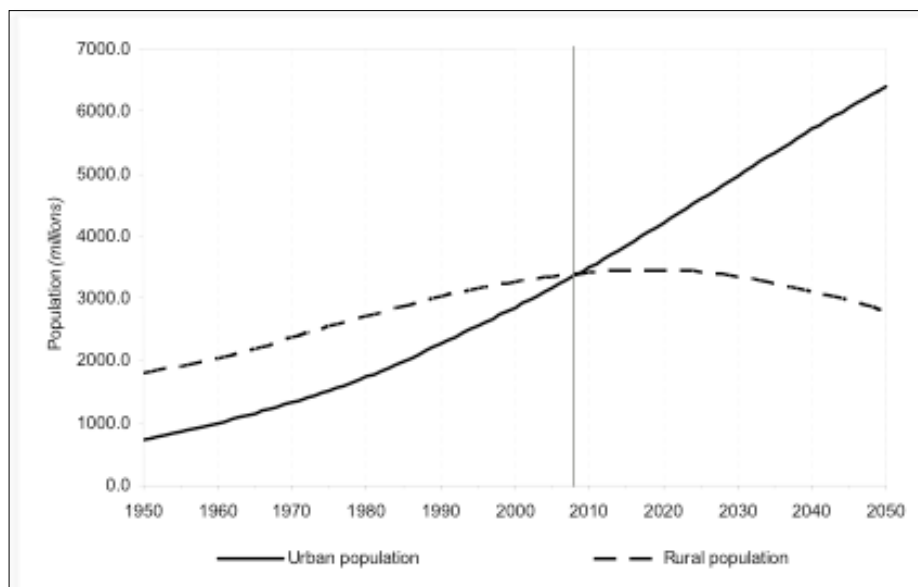


Abbildung 1: Städtische und ländliche Bevölkerung weltweit, 1950-2050. (Quelle: DESA 2008, 2)

Viele menschliche Aktivitäten konzentrieren sich daher zwangsläufig auf urbane Ballungsräume, wo sich aufgrund der räumlichen und sozialen Gegebenheiten spezifische städtische Phänomene herausbilden. Von einer ökologischen Perspektive aus betrachtet, geht der Anstieg an Bevölkerung in Städten meist mit zunehmender Umweltverschmutzung, Lärm, weniger Grünflächen einher. Nas und Veenma führen in der Einleitung des Buches „Towards sustainable cities – readings in the anthropology of urban environments“ die Konsequenzen eines zunehmenden Urbanisierungsprozesses auf die natürliche und soziale Umwelt an (vgl. Nas/Veenma 1998, 5). Sie bringen diese unmittelbar mit dem permanenten Wachstum, das das urbane System charakterisiert, in Verbindung. Wachstum, zumindest im ökonomischen

Sinne, impliziere meist negative Auswirkungen auf die Ökologie, die nur schwer wieder rückgängig gemacht werden können – oft mit fatalen Folgen für die Umwelt und soziale Systeme. Einerseits zeigt Urbanität heute daher ein „fahles, von ökonomischen und ökologischen Krisen, von ethnischen und sozialen Konflikten, von Armuts- und Luxuskulturen gezeichnetes Gesicht,“ andererseits liegt die Zukunft der Menschheit in den Städten, wodurch die Qualität und die Potentiale ebendieser von den Menschen und deren Aktionen bzw. Gestaltung abhängig ist (vgl. Berking/Faber 2002, 1). Im globalen Süden, wo es zu explosionsartigen informellen Wachstumsschüben kommt, aber auch in unseren geographischen Breiten kommt der Stadtentwicklung „von unten“ in diesem Sinne eine besondere Bedeutung zu (vgl. Krasny 2012, 23).

Aufgrund der Stärke des ethnologischen Forschungsansatzes für die Untersuchung von Problemen und Prozessen auf lokaler Ebene bietet der urbane Raum für die Disziplin ein breites Forschungsfeld (vgl. Kokot 1991, 7). Es verwundert nicht, dass sich aus diesem Grund im Laufe des 20. Jahrhunderts neben anderen Teildisziplinen, wie etwa in der Soziologie, der Geographie, der Ökonomie, auch einige EthnologInnen diesem Themenbereich verschrieben (vgl. Schmid 2005, 21). Mittlerweile zählt der städtische Raum zu den zentralen Forschungsfeldern der europäischen Ethnologie (vgl. Schwanhäüßer 2010). Die Stadtethnologie begreift Städte als „symbolische Ordnungsräume, die das Verhalten der Individuen und Gruppen formen und von ihr geformt werden“ (ebd.). Der Blick ist in dieser Forschungsrichtung auf die konkreten Lebenswelten der StadtbewohnerInnen, sowie ihre Arbeitswelten, Freizeitgewohnheiten und Wege durch die Stadt gerichtet (vgl. ebd.). Mithilfe der Methode der teilnehmenden Beobachtung lassen sich gesellschaftliche Prozesse aus der Perspektive der AkteurInnen vor Ort erforschen (vgl. Schwanhäüßer 2010). Die Ethnologie kann daher mit ihrem spezifischen wissenschaftlichen Zugang einen wichtigen Beitrag zur Erforschung und zum Verständnis von Städten leisten.

3.2 Stadtentwicklung von unten

„Auf die Frage, wer die Städte entwickelt, gibt es nur eine richtige Antwort: Alle“ (Selle 2012, 29). Diese Antwort bezieht sich auf mehrere AkteurInnen²: exemplarisch von Bau-, Boden- und Immobilienunternehmen, über kommunale Akteure bis hin zu den BürgerInnen, die auf unterschiedlichste Weise „direkt oder indirekt, gezielt oder gleichsam nebenbei“ (ebd.) zur Stadtentwicklung beitragen. Da Stadt in erster Linie ein gesellschaftlicher - im Gegensatz zu einem gebauten - Raum ist, kommt dem zivilgesellschaftlichen Engagement jedoch eine besondere Bedeutung zu (vgl. Doderer 2011). Themen wie Partizipation, Mitbestimmung oder Handlungsmacht prägen die damit verbundenen Diskurse, denen folgende grundsätzliche Fragen innewohnen: „Wer definiert das Bild einer Stadt und wer ist zuständig für deren zukünftige Entwicklung? Wer spricht und wer wird gehört? Wer hat Entscheidungs- und Handlungsmacht und wer entscheidet über die gebauten Strukturen selbst, die ja gleichermaßen das städtische Alltags- und Zusammenleben formen und beeinflussen? Die Raumfrage ist deshalb immer auch eine Machtfrage“ (ebd.). Im Blickfeld stehen also der Raum und seine AkteurInnen, wobei sich öffentliche Räume eben nur teilweise planen und von „außen“ steuern lassen. Ihre Entstehung erfolgt prozesshaft durch gesellschaftliche Aneignung und soziales Handeln. Eigentumsrechtliche Zuordnungen sagen nur bedingt etwas über den sozialen Charakter der Nutzung aus, weshalb in diesem Zusammenhang auch oft von der „sozialen Produktion des Raumes“ die Rede ist (vgl. Selle 2010, 60-61).

Der Presstext zur Ausstellung *Hands-on Urbanism 1850-2012. Vom Recht auf Grün* des Architekturzentrums Wien, die die Stadtentwicklung von unten zum Thema hat, fasst wesentliche Prozesse zusammen, die die heutige Situation, auch in Hinblick auf einen zunehmenden Trend zum Gärtnern, besser verstehen lassen: „Seit dem Modernisierungsschock der Industrialisierung sind Städte mit schwierigsten Herausforderungen konfrontiert. Nicht nur zeitgenössische Krisen setzen urbane Ballungszentren weltweit unter Druck und machen Ansätze einer anderen Stadtentwicklung von unten sichtbar, auch historisch lässt sich von einem Krisen-Urbanismus sprechen, der zu Landnahmen in der Stadt, zu Selbstorganisation und zu informeller Stadtentwicklung führt. In Mangelsituationen erzeugen StadtbewohnerInnen seit jeher Lösungen. Siedeln und

² Bei Klaus Selle (vgl. 2012, 29) lassen sich diese AkteurInnen in drei „Sphären einteilen: Markt, Staat und Gesellschaft.

Nutzgärten führen zu alternativen Formen des Zusammenhalts, der Nachbarschaftlichkeit und der Verteilungsgerechtigkeit. Eine andere Welt ist pflanzbar, wie heutige GemeinschaftsgärtnerInnen betonen“ (Architekturzentrum Wien 2012). Ein Verständnis von Stadtentwicklung setzt auch eine historische Auseinandersetzung voraus, mit einem Rückblick auf eine Geschichte der Modernisierungsschübe und Transformationsprozesse des Urbanen, die von Industrialisierung und kriegszerstörten Städten überleiten zur „neoliberal-/developerbedrängten Stadt“ – dabei scheint stetig und immer wieder „das Gärtnerische als Ausdruck der Stadtentwicklung von unten ein Seismograf der Krisenbewältigung, der Widerstandsfähigkeit, der Robustheit“ (Krasny 2012, 36). In Folge dieser urbanen Entwicklungen sind Nachbarschafts- bzw. Gemeinschaftsgärten als nicht ganz neuartiges Phänomen entstanden. Besondere Bedeutung kommt Partizipation und Bottom-Up Planungsprozessen bei dieser spezifischen Ausformung urbanen öffentlichen Lebens zu (vgl. Meinharter, 2010).

4. Community Gardening

4.1 Eine begriffliche Annäherung

Der Begriff der Gemeinschaftsgärten geht auf die nordamerikanischen *community gardens* zurück, ist jedoch nicht eindeutig definiert. Das Spektrum ist breit gestreut und beinhaltet verschiedenste gärtnerische Projekte und Aktionen mit gemeinschaftlichem Bezug, von der Kultivierung unbebauter Grundstücke und Brachflächen in der Nachbarschaft bis hin zu Gemeinschaftsgärten in Schulen oder Gefängnissen (vgl. Pudup 2008, 1230). „[...] [i]t connotes an idealized space of coming together among people and between people and nature“ (ebd., 1230 f.). Folgende der Dissertation von Marit Rosol entlehnte Definition nähert sich dem Begriff sehr allgemein und verweist auf den kleinsten gemeinsamen Nenner: „Gemeinschaftsgärten sind gemeinschaftlich und durch freiwilliges Engagement geschaffene und betriebene Gärten, Grünanlagen und Parks mit Ausrichtung auf eine allgemeine Öffentlichkeit“ (Rosol 2006, 7).

Community gardening deckt eine breite Palette an Gartenaktivitäten und –initiativen ab, die sich eben nur schwer in einer allumfassenden Beschreibung oder Definition abbilden lassen. Am ehesten wird verständlich, was sich dahinter verbirgt, wenn man andere Gartenarten zum Vergleich heranzieht. „Der kollektive oder kooperative Charakter dieser Gärten kommt am einfachsten zur Geltung, wenn man zwei Arten von urbaner Gärtnerei betrachtet, die in dieser Mixtur nicht enthalten sind. Zum einen gibt es da den ‚professionell‘ angelegten Garten, der auf öffentlichem oder privatem, aber öffentlich zugänglichen Boden liegt, [wie etwa öffentliche Parks – Anm. d. A.] [...] Zum anderen gibt es [...] urbane Gärten, die Privatleuten gehören und die für die Nichtbesitzer dieses Gartens einsehbar sein mögen oder auch nicht, die aber sicherlich nicht für andere Bewohner des Viertels zugänglich sind, die ein bisschen im Boden buddeln möchten“ (Heldke 2012, 114-115). *Community gardens* können auf rechtmäßigem Boden oder illegal angelegt sein, für die Gemeinde offen oder nur für eine bestimmte Gruppe gedacht sein. Einige Gärten sind stark kollektiv ausgerichtet, andere in Einzelparzellen aufgeteilt. Manche funktionieren streng nach Vorschrift, in anderen herrschen nahezu anarchische Verhältnisse (vgl. ebd., 115). „Wenn man die elementarsten Gemeinsamkeiten der Gärten zusammentragen würde, könnte man sagen, dass bei allen Erde, Sonne, Pflanzen, Wasser, Menschen und – das ist das Wichtigste – Beziehungen vorkommen“ (ebd., 116).

4.2 Historischer Überblick des urbanen *community gardening*

Das Leben in den Städten veränderte sich entscheidend mit der Industrialisierung und der damit einhergehenden Landflucht der dort lebenden Bevölkerung, um Arbeit in den Fabriken zu suchen. Es waren diese Umstände, die die Notwendigkeit für eine Stadtentwicklung von unten schufen. Die ersten Schrebergärten entstanden am Schreberplatz in Leipzig Mitte des 19. Jahrhunderts „mit ihrer bis heute markanten Form individueller, eingezäunter Parzellen“ (Krasny 2012, 10 f.). Diese erste Form eines selbstregierten Gartens, der schon damals als „gemeinschaftlich zu nutzender Freiraum der städtischen Grund- und Bodenspekulation entrissen“ wurde, breitete sich alsbald auch in anderen europäischen Städten aus und prägte gemeinschaftliche gärtnerische Entwicklungen von der Zeit der Modernisierung bis zur heutigen neoliberalen Stadt (vgl. ebd., 10). Eine wichtige Bedeutung kam in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch den sogenannten LaubenkolonistInnen in Berlin zu, die selbstbestimmt und vor allem informell handelten und mit Landnahmen in der Stadt auf knappen Wohnraum und mangelnde Nahrungsversorgung reagierten (vgl. ebd., 13). Im Vergleich zu heute war die städtische Landwirtschaft damals als Überlebensstrategie in Form von Selbsthilfe essentiell, für die Zusammenarbeit und „Konvivialität“ große Bedeutung hatten (vgl. ebd., 13 f.).

In Wien wurde das Areal auf der Schmelz, im damals „dicht besiedelten, slumähnlichen ArbeiterInnenbezirk“ (Krasny 2012, 17) ab 1911 für Kleingärten genützt. „Während des Ersten Weltkrieges wurden hier zur Bekämpfung der Hungersnot informell und selbst organisiert Kriegsgemüseärten angelegt“ (ebd.). Ohne Rücksicht auf Eigentumsrechte besetzte die frierende und hungernde Bevölkerung nach und nach Grundstücke im Wiener Umland, wo (sehr oft kollektiv organisiert) auch Wohnhütten gebaut wurden. Aus diesen Entwicklungen gingen die Siedlerbewegung sowie eine gemeinnützige Bautätigkeit hervor (Bauer 1923, 23 zit. nach Krasny 2012, 20 f.). Aushandlungsprozesse „zwischen informell und formell, zwischen illegaler aktivistischer Aneignung und daraus resultierender Dichotomie zwischen Selbsthilfe und städtischer Verwaltung“ waren die Folge (Krasny 2012, 21). Zur Lösung des Wohnungsmangels entschied sich die Gemeinde Wien letztendlich zwischen genossenschaftlichen Siedlungsprojekten und der damit verbundenen Idee der Gartenstadt im Sinne eines Otto Bauers oder Karl Renners, und „der Superblocklösung des Gemeindebaus“ (ebd., 22) für Zweiteres, womit die Förderung von Ersterem durch die Stadt beendet wurde (vgl. ebd.). Die damals zur Überlebenssicherung angelegten Gärten auf der

Schmelz gehören heute mit ca. 165.000 m² zur größten Kleingartenanlage im verbauten Stadtgebiet in Mitteleuropa (vgl. ebd., 17). Seit 1919 ist das Kleingartenwesen sogar Bestandteil des Sozialrechtes und der Sozialgesetzgebung Österreichs (vgl. ebd., 20).

Historisch betrachtet entstanden gemeinschaftliche Gartenprojekte immer wieder als Reaktion auf lokale, nationale und internationale Ereignisse, etwa in Zusammenhang mit Notsituationen in Folge von Kriegen und in wirtschaftlichen Krisen (vgl. Pudup 2008, 1229). In diesen Zeiten wurde „[...] das Gärtnerische zur Selbsthilfe-Strategie des Überlebens“ (Krasny 2012, 18), etwa im Kampf gegen Hungersnöte³ während des Ersten Weltkrieges und unmittelbar nach Kriegsende. Die im anglophonen Raum bekannten Begriffe *Liberty Gardens*, *Victory Gardens* und *War Gardens* verweisen auf die häufig propagandistische und ideologische Instrumentalisierung ebendieser Gärten, die insbesondere auch im österreichischen und deutschen Kontext des Faschismus und Nationalsozialismus mitgedacht werden muss (vgl. ebd., 17 f.). „Durch das Territorium der Kleingärten und die Aktivität des Gärtnerischen laufen historisch wie gegenwärtig die widersprüchlichen Traditionslinien von Selbstermächtigung, Selbsthilfe, Selbstregierung, Widerstandsfähigkeit und Gemeinschaftlichkeit auf der einen Seite und nationaler Verpflichtetheit auf die offizielle Propaganda, als Individuum in Kriegszeiten einen Beitrag zum Überleben des Kollektivs zu leisten. Die Front des Kriegs läuft durch die Kleingärten genauso wie die emanzipatorischen Ansprüche der Selbstregierung und der informellen, gegenkulturellen Widerstandsfähigkeit. Erkennen wir im Klein-Garten ein Krisenbarometer, so wird dieser raumpolitisch ein brisantes, real wie ideologisch umkämpftes Terrain“ (ebd., 18).

Der Gartenaktivismus, wie wir ihn heute in Städten rund um den Globus kennen, entwickelte sich aus den revolutionären 1968er-Bewegungen. Es war der Kontext der Ölkrise, sowie der davon gefolgt Finanz-, Wirtschafts- und Immobilienkrise, der ein Umfeld schuf, „in dem es viel Fantasie und Aktivismus brauchte, um anstelle von müllübersäten Brachen, die damals aus Immobilienspekulationsgründen gezielt der Verwahrlosung überlassen wurden, blühende Gärten und nachbarschaftliche Interaktion zu imaginieren“ (Krasny 2012, 27 f.). Der Beginn der *Community-Garden*-Bewegung geht auf das Jahr 1974 in New York zurück, wo eine

³ Während des Zweiten Weltkrieges wurden in Großbritannien beispielsweise zehn Prozent des gesamten Nahrungsangebotes in Städten produziert (vgl. Hough 1990, 18). „Ähnlich wie schon nach dem Ersten Weltkrieg stieg auch nach dem Zweiten Weltkrieg die Anzahl der Kleingärten, ablesbar auch an den Mitgliederzahlen, sprunghaft an, wofür zunächst vor allem Ernährungsengpässe verantwortlich waren. Gegen Ende des Zweiten Weltkrieges wurde in den Kleingärten angesichts der zerstörten Wohnungen (in Bremen 53%) oft auch gewohnt“ (Appel et al. 2011, 29).

Gruppe von Menschen über Nacht eine Brache in einen Garten verwandelte. Liz Christy, eine engagierte lokale Künstlerin, besetzte gemeinsam mit einer Gruppe Gleichgesinnter namens *Green Guerillas* eine Fläche einer heruntergekommenen, verwahrlosten Gegend in Manhattans Lower East Side und schuf dort den später nach ihrer Gründerin benannten Liz Christy Garden, der bis heute existiert (vgl. Ferguson 1999, 83 zit. nach: McKay 2011, 171; vgl. Krasny 2012, 28). In den darauffolgenden Jahren entstanden zahlreiche weitere *community gardens*, oft unter dem Engagement von MigrantInnen und finanziell schlechter gestellter städtischer Bevölkerung, die an diesen Orten mittels ihrer Selbstermächtigung und ihres Arbeitseinsatzes Identität finden konnte (vgl. ebd., 29). Auch heute noch zählt New York zu den Städten in Nord-Amerika mit den meisten *community greening*-Initiativen (vgl. Sokolovsky 2011). In Deutschland gab es ab den 1970er Jahren vermehrt *guerilla gardening*-Aktionen, wo im Zuge von Haus- und später auch Brachenbesetzungen ebenfalls Bodenspekulationen entgegengetreten wurde. „Es handelt sich um Gartenprojekte und Pflanzinterventionen, die mit konstruktiven Strategien auf zunehmende Verarmung und Vereinzelung, Ressourcen- und Machtmonopolisierung, Privatisierung von öffentlichem Raum, klimatische Veränderungen und verschiedene Formen des Ausschlusses von gesellschaftlichen Gruppen reagieren“ (Von der Haide et al. 2011, 266). Eine neue „grüne Welle“ folgte ab Mitte der 1990er Jahre. Ab diesem Zeitpunkt etablierten sich Gemeinschaftsgärten nach nordamerikanischem Vorbild vor allem in Berlin (vgl. Meyer-Renschhausen 2011, 326-328). Im Vergleich zu österreichischen Initiativen (siehe dazu Kapitel 4.5) erscheinen deutsche Projekte in erster Linie durch lokales Bürgerengagement und den Einsatz Einzelner und kleiner Gruppen in Form von *bottom-up*-Initiativen getragen zu werden. Staatliche Förderungen werden von manchen Gruppen sogar dezidiert abgelehnt, um möglichst unabhängig agieren zu können (vgl. ebd., 329). Eine wichtige Rolle spielt in Deutschland insbesondere die Stiftung Interkultur, die unter dem Titel „Interkulturelle Gärten“ seit 1996 über 120 Gemeinschaftsgärten ins Leben gerufen hat (vgl. Stiftung Interkultur 2012).

Gemeinschaftsgärten beschränken sich keinesfalls nur auf die oben beschriebenen Länder und Städte. Es sei an dieser Stelle ebenso auf die vielen anderen Initiativen und Projekte verwiesen, die sich nicht nur in den Industrieländern, sondern auch in den urbanen Zentren des globalen Südens entwickeln oder bereits etabliert haben. Aus Platzgründen finden sie in

dieser Arbeit leider keine nähere Ausführung, sie sind jedoch von mindestens ebenso großer Bedeutung und verdienen es hier stellvertretend genannt zu werden.

4.3 Was neu an diesen Gärten ist

Die Prozesse und Veränderungen, die im städtischen Bereich in Zusammenhang mit gemeinschaftlichem Gärtnern stattfinden, lassen sich als Reaktion auf eine durch Isolation und Anonymität sowie die Vereinsamung vieler Menschen gekennzeichnete Gesellschaft verstehen. Insbesondere im Urbanen sind Orte entstanden, die weder Identität besitzen, noch Beziehungen oder menschlichen Austausch stiften und keinen historischen Bezug aufweisen (vgl. Augé 2010, 83). *Community gardening* wird als Möglichkeit wahrgenommen, die Ausbreitung von *Nicht-Orten*⁴ (vgl. Augé 2010) zurückzudrängen und Transformationsprozesse in Gang zu setzen, mit Hilfe derer konkrete öffentliche Räume zurückerobert und gestaltet werden und sich dadurch Menschen in gemeinschaftlichen Strukturen zusammenfinden. Damit einher geht ein neues Verständnis von Stadt und Urbanität: Natur gilt nicht länger als Gegensatz zu bebauter Fläche, sondern Freiräume werden konkret für und als Naturräume genützt, dort wo man lebt (vgl. Christa Müller, 23.4.2012). Gerade deshalb weil das Urbane so viele nichtssagende, vereinheitlichte Zwischenräume hervorbringt, besteht Bedarf an einem Aufbrechen dieser Strukturen, in Form von öffentlicher Grünfläche, Freiraum, Handlungsraum und Gemeinschaft. Als Ausformung dieser Entwicklungen lassen sich auch Gemeinschaftsgärten im Sinne einer neu gedachten Urbanität verstehen, die nicht mehr nur als Utopien abgewunken werden, sondern durchaus als gelebte Praxis in Städten verwirklicht werden.

In einem Vortrag am 23.4.2012 über *urban gardening* thematisierte Christa Müller, eine deutsche Soziologin, unter anderem die Unterscheidung zur Kleingartenbewegung, die in gewisser Weise als Vorreiterin des *community gardening* gilt. Diese neue Form des Gärtnerns setze auf Performance und sei immanent politisch. „Der Garten als weltabgewandtes Refugium im Privaten war gestern“ (Christa Müller, 23.4.2012). Das gemeinschaftliche

⁴ Für Marc Augé sind Nicht-Orte das „Maß unserer Zeit, ein Maß, das sich quantifizieren lässt und das man nehmen könnte, indem man – mit gewissen Umrechnungen zwischen Fläche, Volumen und Abstand – die Summe bildete aus den Flugstrecken, den Bahnlinien und den Autobahnen, den mobilen Behausungen, die man als ‚Verkehrsmittel‘ bezeichnet [...], den Flughäfen, Bahnhöfen und Raumstationen, den großen Hotelketten, den Freizeitparks, den Einkaufszentren [...]“ (Augé 2010, 84).

Gärtnern als aktuelles Phänomen wurzelt auch in einer Verschiebung der Statussymbolik hin zu postmateriellen Werten (vgl. ebd., 23.4.2012). „Selber produzieren, selber machen, sich abheben gegenüber massegefertigten Industrieprodukten spielt hier ebenso eine Rolle, wie der Garten als Symbol an sich – als Repräsentationsart des eigenen Selbst“ (ebd.). Laut Christa Müller ist dieses Gärtnern auch Ausdruck einer hochgradig individualisierten Gesellschaft, die dennoch einen Wunsch nach Gemeinschaft hegt. Vielfach sind es auch „gut situierte GärtnerInnen, die sich nicht nur treffen wollen, sondern zugleich einen Ort verändern und Spuren hinterlassen wollen“ (ebd.). *Community gardening* hat dadurch einerseits den Beigeschmack einer hippen Modeerscheinung, und bezeichnet andererseits ein nicht neues urbanes Phänomen in Zusammenhang mit partizipativer öffentlicher Raumnahme durch Gärtnern.

Community gardening steht neben lokalen Ereignissen in Zusammenhang mit globalen Prozessen wie der derzeitigen Finanzkrise und den damit einhergehenden sozialen Folgen, oder etwa auch ökologischen Entwicklungen, wie Klimawandel, Ressourcenkrise, Umweltverschmutzung oder Umweltkatastrophen (vgl. Müller 2011a, 22). „Die heutige Gardening-Bewegung in den westlichen Ländern steht mit einem Fuß noch in der Luxuszone des Konsumkapitalismus, mit dem anderen aber bereits in den Anfängen einer Vielfachkrise, welche die große Weltwirtschaftskrise von vor 80 Jahren in den Schatten stellt“ (Seidling 2012, 166). Diese Probleme und Herausforderungen verlangen nach einer Neuverhandlung des Verhältnisses von Kultur und Natur (vgl. Müller 2011a, 22). Als Folge dessen entwickeln sich weltweit viele kollektive Kleinlandwirtschafts- und Gartenprojekte in unterschiedlichen Gesellschaften und Konstellationen. Diese Phänomene beschränken sich allerdings nicht nur auf den ländlichen Raum, sondern entstehen insbesondere im städtischen Bereich (vgl. Von der Haide et al. 2011, 266). „In Gärten erhalten Städter ohne eigene Grundstücke die Möglichkeit, ein Stück Land zu bepflanzen. In Gärten können die Leute, die in ‚urbanen Lebensmittelwüsten‘ leben, frisches Obst und Gemüse anbauen. In Gärten werden Orte von ständig wechselnder Schönheit inmitten einer kompakten Stadtlandschaft geschaffen“ (Heldke 2012, 114).

4.4 Politische Elemente

Urbane gemeinschaftlich genutzte Gärten resultieren heute oft aus einer Reaktion auf die Privatisierung des öffentlichen Lebens und der öffentlichen Flächen, die in Städten im Zuge neoliberaler Entwicklungen immer mehr zu einem Problem wird, sowie aus einem daraus resultierenden Wunsch nach Grünflächen in städtischen Ballungsräumen. Darüber hinaus erfordern sowohl globale, als auch lokale gesellschaftliche Entwicklungen in Zusammenhang mit Migration, Individualisierungsprozessen, Wertewandel, Ökologiebewegungen, (Agrar-) Politik oder auch Deindustrialisierung und Abwanderung eine Auseinandersetzung mit Grünraumpolitik (vgl. Appel et al. 2011, 11). „Als Folge dieser gesellschaftlichen Veränderungen lässt sich im Gartenwesen etwas beobachten, das auch anderswo in Bezug auf Freiräume zu sehen ist: Das tradierte, sozusagen klassische Freiraumangebot passt nicht mehr ganz auf die veränderte gesellschaftliche Situation [...]“ (ebd.). Der Unterschied der heutigen urbanen Gärten, die zum Beispiel Interkulturelle Gärten, Gemeinschafts-/Nachbarschaftsgärten und Selbsterntegärten umfassen, zu anderen Arten offener öffentlicher Flächen liegt insbesondere in der Beteiligung der Nutzer und Nutzerinnen, die mitplanen, -bauen und zu einem großen Teil die Gärten auch selbst verwalten wollen (vgl. Francis 1989, 54). Die Gärten stehen demnach für verschiedene „[Anm. Verf.: *bottom-up*-] Praktiken und Strategien der Handlungsfähigkeit, der Agency, der Selbstorganisation, Selbsttätigkeit, Selbsthilfe, Selbstermächtigung, die mit dem Raum auch die Subjekte und ihre Verhältnisse nicht nur zu diesem Raum, sondern auch miteinander, verändert“ (Krasny 2012, 36). Derartige Gartenprojekte sind oft „kleinteilige Basisprojekte, die lokal Verantwortung für Eigenversorgung, Umwelt und Gesellschaft übernehmen und damit eine Form der Raum- und Stadtplanung von unten“ darstellen (Von der Haide et al. 2011, 270).

Politisches Gärtnern ist vor allem unter dem Schlagwort *guerilla gardening* – bekannt als gesellschaftspolitische und kapitalismuskritische Bewegung - ein Begriff (vgl. Von der Haide et al. 2011, 267). „[E]s handelt sich um Gartenprojekte und Pflanzinterventionen, die mit konstruktiven Strategien auf zunehmende Verarmung und Vereinzelung, Ressourcen- und Machtmonopolisierung, Privatisierung von öffentlichem Raum, klimatische Veränderungen und verschiedene Formen des Ausschlusses von gesellschaftlichen Gruppen reagieren“ (ebd., 266). Obwohl keinesfalls in allen ihren Aktionen gesetzeswidrig, gehen Guerilla-GärtnerInnen durchaus auch an die Grenzen der Legalität, etwa bei der Besetzung von Land (vgl. ebd., 268). In Abgrenzung zu anderen Formen des öffentlichen, gemeinschaftlichen

Gärtnerns, haftet *guerilla gardening* etwas immanent und direkt Politisches an. Der performative Aspekt von Raumnahme und Aktionen im öffentlichen Raum steht dabei oftmals im Vordergrund. Christa Müller spricht in diesem Zusammenhang von „symbolträchtigen Interventionen im öffentlichen Raum, der zurückerobert werden soll von der einseitigen Belagerung durch Kommerz, Beton und motorisierten Verkehr“ (Müller 2011, 281). Gemeinsam ist den in vielerlei Hinsicht sehr unterschiedlichen *community gardening*- und *guerilla gardening*-Projekten, dass damit mehr oder weniger direkt ein Aufbau von Gegenstrategien gegen herrschende neoliberale Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik verbunden ist. Die Gründe umfassen daher weit mehr als Lust am Gärtnern oder den Aspekt der Versorgung mit Lebensmitteln. Ein Gefühl der Gemeinschaft und Solidarität, emanzipatorische Ideen, Selbst- und Mitbestimmung und Rückeroberung von Raum motiviert die Gärtner und Gärtnerinnen ebenso zu ihrem Tun (vgl. ebd., 269). Es schwingen immer implizit auch politische Motive mit, denn es werden gesellschaftliche, wirtschaftliche und ökologische Zusammenhänge im Zuge der gärtnerischen Aktivitäten hinterfragt. Das gemeinsame Gärtnern bietet eine Möglichkeit, eine Alternative zu sinnentleerten Produktionsprozessen, unreflektiertem Konsumverhalten und der Dominanz materieller Werte zu bilden (vgl. Bennholdt-Thomsen 2011, 257). „Zugleich wird die Abhängigkeit von Naturvoraussetzungen sichtbar, wodurch ein Gefühl für die notwendige Kooperation zwischen Mensch und Natur zu entstehen vermag“ (ebd.). Nebenbei zeigen Untersuchungen, dass urbane Gärten und Begrünungsaktivitäten positiv zum Stadtklima beitragen, auch das Geschlechterverhältnis und Integrationsprozesse beeinflussen können und mittels basisdemokratischer Prozesse strukturelle Ungleichheiten oftmals besser ausgleichen (vgl. Von der Haide et al. 2011, 268 f.). Christa Müller spricht in Zusammenhang mit diesen Entwicklungen von einer „Generation Garten“, die versucht „durch kleinteiliges Handeln Missstände zu beseitigen, bei sich selbst anzufangen und vor Ort überschaubare Alternativstrukturen aufzubauen“ (Müller 2011a, 29). Auch eher „unpolitische“ Menschen werden durch das Gärtnern und die Auseinandersetzung mit einer Reihe von Themen politisch sensibilisiert (vgl. Von der Haide et al. 2011, 270).

4.5 Gemeinschaftsgärten in Wien

Im Vergleich zu anderen Millionenstädten verfügt Wien über viele Grünflächen (in etwa 51% der Gesamtfläche), die sich allerdings zum Großteil am Stadtrand konzentrieren (vgl. Grünraummonitoring Wien). „Von insgesamt rund 20.000 Hektar Grünland innerhalb von Wiens Grenzen sind fast 8.000 Hektar „öffentliches Grün““ (Forstamt Wien). Insgesamt stehen somit jedem Wiener und jeder Wienerin mehr als 120 m² Grünfläche zur Verfügung (vgl. Stadt Wien Presse 2008). Im Übrigen rühmt sich Wien, die bestbewaldetste Stadt der Welt zu sein, wie Wiens Vizebürgermeisterin Maria Vassilakou bei der Eröffnung der Ausstellung „Hand-on Urbanism“ im Architekturzentrum Wien am 14.3.2012 betonte. Neben zahlreichen (teilweise sogar denkmalgeschützten) Parks, Gärten, Auen, dem Wiener Wald und natürlich den vielen Blumenbeeten werden in Wien einige Flächen auch landwirtschaftlich für Gemüse- und Obstanbau, Acker- und Weinbau genutzt. Das Kleingartenwesen, auch bekannt als Schrebergärten, hat in der Stadt Wien eine besondere Tradition und Geschichte (siehe dazu auch Kapitel 4.4).

Nach Vorreiterstädten wie London, New York, Paris, Berlin und anderen Metropolen, wo die Idee des *community gardening* schon länger Fuß gefasst hat, wurden in den letzten Jahren auch in Wien viele derartige Projekte (wie Gemeinschafts- und Nachbarschaftsgärten) mit unterschiedlichen Entstehungsgeschichten initiiert, wo die AkteurInnen einen Teil der städtischen Identität aktiv mitgestalten. Gemeinschaftliche urbane Gärten schaffen soziale, politische und ökologische Handlungsräume für die Beteiligten. Durch das Gärtnern werden auch räumliche Grenzen überwunden, indem etwa die Nachbarschaft und solidarisches Zusammenleben gefördert werden. Die meisten dieser Wiener Projekte sind allerdings weniger auf eine Selbstversorgung ausgerichtet, sondern dienen insbesondere der Förderung von Gemeinschaft, Nachbarschaft oder auch Integration. „Begegnung und Gemeinschaft sind die großen Benefits dieser Gartenkultur und bilden das Substrat für ein weitergehendes Engagement für das eigene Grätzl“ (Stadt Wien Stadtentwicklung) – werden die Vorteile dieser Grünflächen etwa auf der Homepage der Stadt Wien hervorgehoben. Aber auch die Wichtigkeit der städtischen Naturerfahrung sowie der Bezug zur Produktion von Lebensmitteln werden seitens der Stadtregierung unterstrichen. Unter dem Motto „Garteln ums Eck“ suchen Bezirksvertretung und Gebietsbetreuung im 16. Bezirk beispielsweise BewohnerInnen, die öffentliche Baumscheiben bepflanzen und betreuen möchten (vgl. Wien Ottakring 2012). Der Ausbau sowie die Förderung von Nachbarschafts- bzw.

Gemeinschaftsgärten wird darüber hinaus im rot-grünen Regierungsübereinkommen der Stadt Wien vom November 2010 erwähnt. Es ist daher durchaus eine systematische Integration dieses Themenbereiches in der Stadtentwicklung und -politik erkennbar. *„Die Stadt ist jetzt ein bisschen aufgesprungen, auf diese Freiräume und öffentliche Freiräume und schon auch dieses Rückerobern. Also ich glaub schon, dass das Wien mitkriegt. Also erstens mal ist es grad voll en vogue und cool und vielleicht kriegen's auch mit, dass es schon auch belebt und fühlen auch die Pflicht, das auch mitzutragen und nicht hinten anzustehen oder das vielleicht auch ein bissl mehr zu kontrollieren, wenn's quasi von oben gemacht wird oder zur Verfügung gestellt wird und damit weniger subversiv sozusagen ist“* (Angelika Neuner, 8.5.2012).

Gibt man in die Internet Suchmaschine *Google* das Schlagwort „Gemeinschaftsgarten Wien“ ein, erscheint nicht zufällig die Webseite des Vereins Gartenpolylog an erster Stelle und die offizielle Seite der Wiener Stadtverwaltung an zweiter (www.google.at: Zugriff am 12.3.2012). In Wien nimmt der Verein Gartenpolylog eine zentrale Stellung in der Förderung und Gründung von Gemeinschafts- und Nachbarschaftsgärten ein. Angetan von der Idee der Gemeinschaftsgärten und der Interkulturellen Gärten hat sich im Frühjahr 2007 der Verein *Gartenpolylog - GärtnerInnen der Welt kooperieren* gegründet, mit der Zielsetzung „seine Erfahrung und Expertise im Bereich interkulturelle Gemeinschaftsgärten und urbanes Gärtnern weiterzugeben, bestehende gemeinschaftliche Gartenprojekte in Österreich zu vernetzen und zu unterstützen und selbst Gemeinschaftsgartenprojekte und andere Grünraumprojekte zu initiieren und zu verwirklichen“ (Gartenpolylog 2012a). Laut Statuten zählen zu den Vereinszwecken „die Förderung der Integration von Menschen im Rahmen von naturverbundenen im weitesten Sinne gärtnerischen Aktivitäten als unterstützendes, beratendes, sowie finanzielle und organisatorische Basis schaffendes Instrument für verschiedene Gartengemeinschaftsprojekte“ (Gartenpolylog 2008). Außerdem sollen „die Gartenprojekte [...] für Menschen unterschiedlicher Herkunft die Möglichkeit bieten, ihre Fähigkeiten und Kompetenzen auszuüben, sie weiter zu geben bzw. Alltagswissen und Kulturtechniken auszutauschen (Wissens- und Erfahrungsaustausch). Weiters sollen sie Orte alternativer Formen der Sprachaneignung, der gegenseitigen Unterstützung durch sozialen Austausch und der ökologischen Selbstversorgung mit Pflanzen aus verschiedenen Ländern

sein“ (Gartenpolylog 2008a, 1). Zu einem Großteil basiert die Arbeit von Gartenpolylog auf ehrenamtlichen Tätigkeiten der Vorstandsmitglieder (vgl. Angelika Neuner⁵, 8.5.2012).

In Wien wurde 2008 der erste Nachbarschaftsgarten, und damit das erste derartige Gemeinschaftsgartenprojekt, ins Leben gerufen. Der Heigerlein Garten wurde als Gemeinschaftsprojekt zwischen den Wiener Stadtgärten (MA 42), der Bezirksvorstehung Ottakring, der Gebietsbetreuung Ottakring und dem Verein Gartenpolylog gegründet. Inzwischen sind in ganz Österreich mehrere Projekte mit sehr unterschiedlichen Schwerpunkten entstanden. Im Gegensatz zu einigen Initiativen in Deutschland geschieht hierzulande vieles mit direkter Unterstützung „von oben“, also top down. Die Stadt Wien⁶, die diesbezüglich in Form ihrer Magistratsabteilungen in Erscheinung tritt, forciert die Entstehung von Gemeinschaftsgärten und stellt dafür fachliche, insbesondere aber finanzielle Hilfe zur Verfügung.

Obwohl in Wien im Vergleich zu vielen anderen europäischen Städten zahlreiche Gemeinschaftsgärten also durchwegs in sehr enger Kooperation mit der Stadtverwaltung entstehen, existiert auch eine Art „wildes Gärtnern“ im Sinne eines *guerilla gardenings*. Dazu zählen unter anderem Aktionen, wie die Bepflanzung von Aschenbechern in U4-Stationen mit Blumen und die Befestigung von Gießkannen als Aufforderung zum Gießen an Vorbeikommende. Auch das Aussetzen von Hanfpflanzen am Ring im Sommer 2011 kann als *guerilla gardening*-Maßnahme verstanden werden.⁷ Zu Wiener Gemeinschaftsgartenprojekten zählen außerdem unter anderem die Lokalen Agenda 21-Initiativen und zahlreiche private Aktivitäten. In Zusammenhang mit gemeinschaftlichem öffentlichem Gärtnern in Wien möchte ich an dieser Stelle auch eine weitere urbane Garteninitiative nennen, die die Lust nach Grün der StädterInnen verkörpert: Selbsterntefelder. Selbsternte ist gleichzeitig Firmenname und Projekt, wobei der Aspekt des biologischen Selbstanbaus und der Eigenversorgung im Vordergrund stehen. Allein in Wien werden in verschiedenen Bezirken fünf Parzellenanlagen betrieben, worauf jedes Jahr eine

⁵ Angelika Neuner ist seit 2007 ehrenamtliches Vorstandsmitglied im Verein Gartenpolylog.

⁶ Die Stadt Wien wird in dieser Arbeit als Überbegriff benützt, verwiesen sei dabei neben den Wohnpartnern (Wohnservice Wien) und den jeweiligen Bezirksvertretungen auf die zahlreichen involvierten Magistratsabteilungen, wie etwa die MA 17 (zuständig für Integration und Diversität), die MA 22 (Wiener Umweltschutzabteilung), die MA 42 (Wiener Stadtgärten) oder die MA 18 (Stadtentwicklung und Stadtplanung), die je nach Projektart Sach- und Geldleistungen beisteuern können (Angelika Neuner, 8.5.2012).

⁷ „Guerilla Gardening wird salonfähig“ titelte der Kurier am 5.8.2011. „Auch das ist Guerilla Gardening: Im ersten Wiener Gemeindebezirk, auf einer Grünfläche am Kärntner Ring vom Grand Hotel bis zum Schwarzenbergplatz, sind letzte Woche Hanfpflanzen entdeckt worden – eine Wiener Gratiszeitung berichtete“ (Lehner 2011).

große Anzahl an verschiedenen Gemüsesorten in Reihen angebaut werden. Zu Beginn der Saison werden die „Selbsternte-Parzellen“ an interessierte HobbygärtnerInnen zur Pflanzenbetreuung- und pflege gegen ein im Vergleich zu Gemeinschaftsgärten hohes Jahresentgelt übergeben. „Die Betreiber der ‚[S]elbsternte-Anlagen‘ sind mehrheitlich Bauern, die günstig gelegene (stadtnahe) Grundstücke für diese Form der Direktvermarktung bereitstellen und die Bodenbearbeitung und den Anbau erledigen. Der gesetzlich geregelte Bioanbau ist die Basis und für alle verpflichtend – für Anbieter genauso wie für die Konsumenten“ (Selbsternte 2012). Ernteparzellen vermieten in Wien beispielsweise auch die Magistratsabteilung MA 49 (Forstamt und Landwirtschaftsbetrieb) der Stadt Wien in Essling und der Biobauer Radl in Hirschstetten.

Die in diesem Kapitel beschriebenen Projekte und Initiativen in Wien erheben keinesfalls einen Anspruch auf Vollständigkeit. Viel eher sollen sie einen Überblick über die Vielfalt dessen vermitteln, was in Wien im Rahmen von *community gardening* bereits existiert bzw. sich im Aufbau befindet. Oftmals (medial) unbemerkt bleiben die zahlreichen kleinen Initiativen, die zum Beispiel in Innenhöfen gestartet werden. Dass eine derartige gemeinschaftliche Nutzung einer öffentlichen Fläche außerdem nicht unbedingt ein Phänomen der letzten fünf Jahre sein muss, wurde mir in einem Interview mit einer Gemeinschaftsgärtnerin aus dem Josef-Kaderka-Park (17. Wiener Gemeindebezirk) verdeutlicht. Vor etwa 20 Jahren hatte sie mit einigen anderen MieterInnen aus ihrem Gemeindebau bei der Wiener Stadtverwaltung angesucht, die an diesen angrenzende brachliegende Fläche als Gemeinschaftsfläche zur Zwischennutzung übertragen zu bekommen. Nach der Bewilligung nutzten die BewohnerInnen das Areal ungefähr sieben, acht Jahre lang, unter anderem als Spielfläche (Fußballplatz), Grillplatz und in Form von Beeten zum Gärtnern. Mähen, Kompostierung, Umstechen wurde dort gemeinschaftlich organisiert. „*Da hat's unten auch immer wieder Fest'ln gegeben, grillen und so, und da haben wir einmal ein Schulschlussfest gehabt, da haben wir unten gezeltet mit Lagerfeuer – also das war wirklich eine super Gemeinschaft*“ (Dagmar J., 19.1.2012). Als das Areal später für eine Schule verbaut wurde, seien im Gemeindebau einige Probleme aufgetaucht, weil sich die Menschen (insbesondere die Kinder) dann mehr im Innenhof aufhielten und der durch den vielen Beton hervorgerufene Lärm vermehrt für Aufregung und Konfliktpotential sorgte (vgl. Dagmar J., 19.1.2012).

Neben der Stadtpolitik hat auch die Bundespolitik längst das Thema *urban gardening* für sich entdeckt. Im April 2012 fand eine Auftaktveranstaltung zum Wettbewerb „City Farmer 2012“ unter Anwesenheit des derzeitig amtierenden Umweltministers Nikolaus Berlakovich (ÖVP) am Karmelitermarkt statt. Verteilt wurden so genannte Starterpakete, die Jungpflanzen alter Paradeisersorten sowie Samenpakete für Salat und Radieschen enthielten. Die Teilnahme richtete sich an all jene, die im verbauten Gebiet einen Gemüsegarten haben bzw. betreuen. „Nach dem Motto ‚der kleinste Garten ist ein Topf‘ kann das auf dem Fensterbrett geschehen, auf dem Balkon, einer Terrasse, im Innenhof oder in Form eines Gemeinschaftsgartens im Park. Gefragt sind Fotos und ein schriftliches Protokoll, das die Lage, die Art der Bepflanzung, die Entwicklung während des Sommers bis zur Ernte und Besonderheiten beschreibt“ (Lebensministerium 2012).

Exkurs: Zu meinen Erkundungen – persönliche Eindrücke

Im Frühsommer 2011 unternahm ich erste Erkundungen im „Feld“, um mir als Einstieg in die Thematik einen Überblick der Aktivitäten in Wien zu verschaffen, aber auch deshalb, um mich dem urbanen Gärtnern aus nächster Nähe von praktischer (und nicht nur theoretischer) Seite her anzunähern. Zu den ersten Orten – in diesem Sinne Gärten – zählte der Nachbarschaftsgarten Heigerlein, in dessen Viertel ich aufgewachsen bin und von dessen Existenz mir bereits meine Eltern berichtet hatten. Im weiteren Forschungsverlauf verbrachte ich unzählige Stunden in diversen Gemeinschaftsgärten oder besuchte andere Projekte gemeinschaftlicher urbaner Grünraumnutzung. Spaziergänge halfen mir dabei, meine Blicke zu schärfen: die nicht nur auf die Gärten fielen, sondern mit Hilfe derer ich auch *urban gardening* im Kleinen, Unbemerkten wahrzunehmen begann. Die kleinsten begrünten Balkönchen, bunt angelegte Blumen-Rabatte um Gemeindebauten, Fenster voller Blumentöpfchen – diese Momentaufnahmen verdeutlichten mir den Umfang und die Aktualität des Themas.



Abbildung 2: Begrünter Balkon im 2. Bezirk.

In vielen Gärten, die ich besuchte, war ich allein. Ich saß etwa einen halben Nachmittag in brütender Hitze neben dem neuen Gemeinschaftsgarten im Norwegerviertel, der im Rahmen einer lokalen Agenda 21-Initiative im neuen Stadtteil Aspang entstanden war, machte Fotos, spazierte durch das Viertel und ließ den Garten auf mich wirken. Ich traf (wie es mir immer wieder passierte) keine Gärtner und Gärtnerinnen vor Ort an und unterhielt mich nur mit einer Passantin, die sehr ausführlich über die Vergabepraktiken der Beete erzählte. Einen weiteren Nachmittag verbrachte ich am Selbsterntefeld in Hirschstetten, wo eine gute Freundin einige Jahre ein Beet gemietet hatte. Dieses Feld befindet sich an der Peripherie der Süd-Ost-Tangente, an der Breitenleerstraße gelegen, rundherum Felder und die letzten Ausläufer von Wohngebieten angrenzend. Ich spazierte um das Areal, sah vereinzelt Menschen in diesem riesigen Feld, hatte aber keine Gelegenheit jemanden anzusprechen und machte mich dann schlussendlich bei einbrechender Dunkelheit auf den Heimweg.

In weiterer Folge besuchte ich mehrmals das meiner Wohnung nahe gelegene Selbsterntefeld am Roten Berg in Hietzing, das sich eingebettet in eine große Grünfläche des roten Berges befindet. Ich führte einige Gespräche über den Gartenzaun, der Eintritt innerhalb des Gartenzaunes wurde mir aber mehrmals von Gärtnern und Gärtnerinnen verwehrt. Als Gründe nannten sie etwa „*das Eintreten von beetfremden Menschen ist eher nicht gewollt von den Zuständigen*“ oder „*es gab schon mehrmals Fälle von Diebstahl*“ (FTB, 28.7.2011, 17.9.2011). Diese Aussagen wurden unterstrichen durch den Anblick, der sich mir bot: hohe Zäune um das Feld, eine Tür, die mit einem Fahrradnummernschloss stets verschlossen war

(auch wenn sich GärtnerInnen bei den Beeten aufhielten), ein Schild an der Zutrittsstüre: „Nur für Mitglieder Zutritt gestattet“. Ich hatte auch Gespräche zwischen GärtnerInnen des Feldes mitverfolgt, die davon handelten, dass schon wieder ein Schloss abhanden gekommen war und ein neues angeschafft werden musste (vgl. FTB, 30.7.2011).



Abbildung 3: Zugang zum Selbsterntefeld am Roten Berg.

Trotz schwierigen (zumindest räumlichen) Zugangs plauderten die GärtnerInnen von drinnen gerne mit mir draußen, während ich meine Spaziergänge in der Gegend unternahm und am Zaun entlang schlenderte. Besonders häufig erwähnten die GesprächspartnerInnen die Wichtigkeit des biologischen Anbaus: „*Alles muss biologisches Saatgut sein und es dürfen keine chemischen Dünger verwendet werden*“ (FTB, 17.9.2011). Mir wurde auch berichtet, dass die Parzellenbesitzer und –besitzerinnen irgendwann selbst anbauen wollten und erst deshalb vom Anbau durch Bauern und Bäuerinnen auf „Selbstanbaufelder“ (und nicht mehr nur Selbsterntefelder) umgestellt wurde. Nachdem mir ein Herr von seiner Parzelle über den Zaun aus gezeigt hatte, was er alles anbaut und ich die blühenden Sonnenblumen besonders bestaunt hatte, schnitt er mir spontan einige davon ab und arrangierte kurzerhand einen wunderbaren Sommerblumenstrauß, den er mir über den Zaun herüber reichte und mir viel Freude damit wünschte. Diese Erlebnisse machten meine Feldforschungsausflüge zu besonders erfreulichen Aktivitäten (vgl. FTB, 29.7.2011).



Abbildung 4: Blick über den Gartenzaun zum Selbsterntefeld am Roten Berg.

Nachdem gemeinschaftliches urbanes Gärtnern für mich auch unweigerlich in Verbindung mit *guerilla gardening* steht, versuchte ich während meiner Feldfindungsphase mehr über entsprechende Wiener Initiativen herauszufinden. Der bei der U-Bahn Station U4/U6 Längenfeldgasse betriebene Garten ist neben Samenbomben und ähnlichen Aktionen ein Projekt der „GGardening Gruppe“, die sich seit 2008 als Teil eines dezentralen Netzwerkes namens „KuKuMA“ versteht (vgl. GGardening Blog). Ich besuchte den Ort öfter, da er unmittelbar auf meinem Heimweg von der Arbeit gelegen ist. Dieser Garten befindet sich zwischen den Gleisen von U4/Wienfluss und U6, neben einer Skaterbahn und einem Basketballkäfig, woran ein Radweg vorbeiführt. Auf kleinen in die Wiese integrierten Beeten neben einem großen Asphaltweg werden dort Blumen, Kräuter und Gemüse angebaut sowie ein Komposthaufen betrieben. An den angrenzenden mit Graffiti bemalten Wänden hingen Zetteln mit Beschreibungen und Anwendungsbereichen der dort kultivierten Pflanzen und Kräuter in verschiedenen Sprachen. In einer nicht verschlossenen (und daher für alle zugänglichen) Truhe werden Gartenutensilien aufbewahrt. In ihrem Blog beschreibt sich die Guerilla-GärtnerInnen-Gruppe wie folgt: „Ein starkes Ziel des Netzwerkes ist gegenseitiges Unterstützen sowie das [E]rmöglichen und [R]ealisieren von Ideen und Projekten die gegenkulturelle Alternativen zur neoliberalen Hegemonie (=Vorherrschaft) darstellen. GGardening = eine selbständige Gruppe in diesem Netzwerk die sich mit Stadtbegrünung und Guerilla Gardening theoretisch und praktisch auseinandersetzt. Begrünungsaktionen mittels Seedbombs (Rezept in [K]ürze) und intensiver allgemeiner Austausch über die Thematik Stadtbegrünung stehen ebenso an wie konkrete Begrünungsaktionen von Brachflächen und Baulücken. Die Ziele und Motivationen der Aktivist*innen sind unterschiedlich, Kernpunkte sind u.a.: Raumnahme, ökologischer Lebensraum, beleben von öffentlichen Raum, soziales

Miteinander, Stadtbegrünung, sozialer Aktivismus, Rückeroberung von [n]atürlichen Räumen, Arbeit gegen Gentrifizierung, Spaß an Gartenarbeit, direkte Lebensmittelversorgung, Allmende, und vieles mehr...“ Leider traf ich bei meinen mehrmaligen Besuchen des Längenfeldgartens nur einmal Gärtner an. Diese Tatsache stand vermutlich in Zusammenhang mit der Spontaneität der AktivistInnen. „*Es geht spontan, alles ist ganz ungeplant*“, erklärte mir der etwa 25-jährige Gärtner, den ich eines Tages zufällig dort beim Gießen antraf und ihn fragte, zu welchen Zeiten die Chance GärtnerInnen anzutreffen am höchsten sei. Nachdem ich in den Verteiler aufgenommen wurde, erhielt ich im Frühjahr 2012 sehr regelmäßige Aussendungen und Ankündigungen zu Gartenaktionen vor Ort. Die Abgrenzung zu anderen öffentlichen Gartenprojekten erschloss sich mir rasch durch folgende Aussagen meines Gesprächspartners: „*Eine Kooperation mit der Stadt Wien ist undenkbar. Das wäre ja gegen unser Konzept.*“ Laut seinen Schilderungen haben sie sich (als Gruppe) den Längenfeldgarten einfach angeeignet. Mittlerweile gäbe es auch viel Medienpräsenz um das Projekt, die Stadt Wien wisse Bescheid und dulde den Garten. Der Gärtner betonte außerdem, dass – hier spielte er wohl auf die Abgeschiedenheit und bisherige Unattraktivität des Ortes an – „*sie hier eh nur ein Interesse haben können, dass was draus gemacht wird*“ (FTB, 1.9.2011). Die politische Zielsetzung steht bei den Guerilla-Gärtnern und -Gärtnerinnen im Längenfeldgarten neben anderen Motivationen somit im Vordergrund (vgl. GGardening Blog a).



Abbildung 5: Impressionen vom guerilla gardening Längenfeld.

5. Methodik

5.1 Zu meiner Vorgehensweise

Auch wenn mir nach meinem langjährigen Kultur- und Sozialanthropologiestudium durchaus ein Auslandsaufenthalt zum Verfassen der Diplomarbeit verlockend erschienen war, entschied ich mich aufgrund meiner privaten Lebenssituation für ein Feldforschungsthema im „vertrauten kulturellen Kontext“ (vgl. Beer 2008, 31). Sowohl die Fragestellung als auch die Auswahl meiner Untersuchungseinheiten stand bei meinen ersten Besuchen und Beobachtungen im Feld noch nicht fest. Diese ergab sich erst nach einigen praktischen Erfahrungen und Gesprächen, die mich von meinen anfänglichen Überlegungen zu Gemeinschaftsgärten teilweise weit entfernten (vgl. ebd., 14).

Die „Teilzeit-Feldforschung“ (Beer 2008, 32) war aufgrund meiner beruflichen Tätigkeit und damit meiner zeitlich begrenzten Ressourcen die einzig mögliche Variante des Eintauchens in das Forschungsfeld. Bettina Beer beschreibt in ihren „Methoden ethnologischer Feldforschung“ sehr treffend: „Feldforschung an einem von dem eigenen Alltag weit entfernten Ort kann es erleichtern, sich sehr viel intensiver in neue soziale Netzwerke und Lebenszusammenhänge zu integrieren“ (ebd.). In der Tat waren die ersten Besuche vor Ort etwas unangenehm. Ich kannte zunächst keine Schlüsselpersonen, die mir den Zugang erleichtert hätten, sondern knüpfte meine ersten Kontakte in Form von Gesprächen mit anwesenden GärtnerInnen. Diese Vorgehensweise hatte den Vorteil, dass ich sehr unvoreingenommen ins Feld ging. Wie einige andere GärtnerInnen kam ich oft erst nach der Arbeit, am Nachmittag. Immer wieder begegnete ich dann auch bereits bekannten GärtnerInnen, die einen ähnlichen Tagesablauf wie ich hatten. Auf diese Weise konnte ich Unterhaltungen, Gespräche etc. von vorangegangenen Besuchen fortsetzen, da ich meinem Gegenüber ebenso schon als „Forscherin“ bekannt war und mich nicht jedes Mal mit meinem Vorhaben von Neuem vorstellen und mir einen Zugang schaffen musste.

Nach Bettina Beer gibt es vier zentrale Merkmale in der ethnologischen Forschung, denen ich auch im Rahmen meines Diplomarbeitsprojektes zu folgen versuchte. Einerseits zählt dazu die Datenerhebung im Feld, „also in der Lebenswelt der Untersuchten, und nicht wie andere Wissenschaftler im Labor, am heimischen Schreibtisch oder in der Bibliothek“ (Beer 2008, 11). Zentral ist demnach die Festlegung auf einen „nach räumlichen und zeitlichen Kriterien

definierten Ausschnitt“ (ebd.), der sich in meinem Fall auf drei Gärten und einen Zeitraum von etwa zehn Monaten beschränkte. Nachdem die Methodenvielfalt ein entscheidendes Element ethnologischer Forschung darstellt, versuchte ich meine Informationen anhand verschiedenster Verfahren, Informationsquellen und Daten zu generieren, um in weiterer Folge meine Fragestellung beantworten zu können (vgl. ebd.). Ich folgte mit meiner Vorgehensweise einem induktiven Ansatz, wonach vom Besonderen auf das Allgemeine geschlossen wird (wobei allerdings bereits vor der Datengewinnung theoretische Vorarbeit Teil des Forschungsprozesses war) (vgl. ebd., 12). Im Folgenden werden meine methodischen Instrumente detailliert dargestellt.

5.2 Das Forschungstagebuch

„Tagebücher sind Gegenstand der Forschung (...), und sie sind eines der wichtigsten Hilfsmittel in der Feldforschung“ (Fischer 2008, 307).

Ich begann meine ersten Gedanken zum möglichen Diplomarbeitsthema über Gemeinschaftsgärten bereits im Herbst 2010 in einem kleinen Notizbuch zu notieren. Nachdem ich das Thema zwischenzeitlich verworfen hatte, kam ich im Frühling 2011 über Umwege wieder darauf zurück. Ich begann zu recherchieren, borgte mir Bücher aus, las Zeitungsartikel und begann Informationen von allen möglichen Seiten einzuholen. Anfangs legte ich eine Mappe für Ideen, Broschüren und ähnliche Materialien an – und ab meinem ersten Besuch in einem Gemeinschaftsgarten (damals war es der Heigerlein Garten im 16. Bezirk) hatte ich, immer wenn ich morgens außer Haus ging, mein kleines Forschungstagebuch in meinem Rucksack. Einerseits diente es mir als Gedächtnisstütze, um Gedanken oder Ideen in den öffentlichen Verkehrsmitteln oder am Weg gleich direkt aufzuschreiben, andererseits skizzierte ich oft direkt vor Ort so detailliert wie möglich (manchmal allerdings auch nur in Stichworten) meine Beobachtungen, manchmal in Verbindung mit schnellen Zeichnungen. „Das Anfertigen von Feldnotizen ist aus wissenschaftlicher Sicht [...] ein wichtiges Instrument nicht nur der Forschung im Allgemeinen, sondern auch der Teilnehmenden Beobachtung“ (Hauser-Schäublin 2008, 54).

Die vielen informellen Gespräche, die ich im Lauf meiner Forschung führte, hielt ich meist erst im Nachhinein fest, da die Kommunikation meiner Meinung nach sonst viel formeller

gewirkt hätte und manche Themen vermutlich nicht so direkt angesprochen worden wären. Ich versuchte das Beobachtete immer so schnell wie möglich niederzuschreiben (wenn auch in vielen schriftlichen Abkürzungen), da ich vor allem bei meinen ersten Erlebnissen rasch gemerkt hatte, wie schnell Details aus dem Gedächtnis verschwanden (vgl. Beer 2008a, 178). Einige Aufzeichnungen machte ich allerdings bereits direkt während der (teilnehmenden) Beobachtung, etwa bei Gartensitzungen, da es mir unmöglich erschien (und manchmal leider auch war), diese Dichte und Fülle an Informationen im Nachhinein noch entsprechend abrufen zu können (vgl. Hauser-Schäublin 2008, 53). In einer weiteren Funktion legte ich all die Kontaktdaten der Gesprächspartner und –partnerinnen in meinem Forschungstagebuch an (wenn die Menschen zustimmten) und hatte auf diese Weise auch eine Art Adressbuch, um die Personen gegebenenfalls noch einmal (zum Beispiel für ein Interview) kontaktieren zu können.

Durch das Aufschreiben von Erlebtem konnte ich mich immer wieder auch entsprechend davon distanzieren (vgl. Hauser-Schäublin 2008, 54). Eine wesentliche Rolle übernahm das Forschungstagebuch insbesondere im Austausch mit mir selbst, das heißt in der Reflexion meiner Sichtweisen und meiner im Text implizit festgehaltenen Interpretationen und Repräsentationen oder etwa meiner Formulierungen. Ich las im Nachhinein oft mehrmals über das Festgehaltene, versuchte mich gegebenenfalls noch einmal an Situationen oder Gespräche zu erinnern und fügte, falls es mir angebracht erschien, noch etwas zu meinen Aufzeichnungen als Anmerkung hinzu. Das Forschungstagebuch trug darüber hinaus besonders dazu bei, meine Ängste oder Zweifel im Forschungsprozess auf Papier bringen zu können und auf diese Weise einen Bewusstwerdungsprozess zu initiieren. Es erleichterte zusätzlich den Umgang mit Frustrationen in Zusammenhang mit meiner Diplomarbeit, die ich mir von der Seele schrieb (vgl. Fischer 2008, 307).

5.3 Teilnehmende Beobachtung

„Through participant observation, the anthropologist may shift from looking as spectator to seeing as participant“ (Okely 2010, 99).

Die teilnehmende Beobachtung gilt als methodische Besonderheit ethnologischer Feldarbeit (vgl. Hauser-Schäublin 2008, 37). Dabei „versucht der Ethnologe – wie dies Malinowski auch

beschrieben hat – sich selbst situationsgerecht und möglichst so wie die Menschen um ihn herum zu verhalten, da er das beobachtete Soziale für sich selber als Richtlinie des Verhaltens übernimmt“ (Hauser-Schäublin 2008, 42). Ich setzte den methodischen Schwerpunkt meiner Diplomarbeit von Beginn weg auf teilnehmende Beobachtung, die sich bei meinem Forschungsthema besonders anbot, um gesellschaftliche Prozesse aus der Perspektive der AkteurInnen zu verstehen (auch zur Erkundung nicht-sprachlich gefasster Wissensbestände). Aufgrund meiner Fragestellung erschien es mir grundlegend, die Vorgänge zu einem großen Teil auch selbst zu beobachten, anstatt sie mir nur von InformantInnen im Rahmen von Interviews beschreiben oder erklären zu lassen (vgl. Beer 2008a, 174). Bereits zu Beginn meiner Feldforschung diente mir diese methodische Vorgehensweise zur Exploration meines Themas, noch bevor ich eine Forschungsfrage festgelegt hatte (vgl. Hauser-Schäublin 2008, 49).

Die Erfahrungen in der täglichen Teilhabe und Teilnahme im Rahmen einer Feldforschung konnten in weiterer Folge verwendet werden, um den Sinn hinter Erfahrungen und Blickwinkeln der GärtnerInnen zu begreifen. Der anthropologische Blick war demnach für mich untrennbar verwoben mit dem Erleben durch alle Sinne (vgl. Okely 2010, 101). Teilnehmende Beobachtung implizierte für mich später auch bewusst den Aspekt der Teilnahme, wobei ich mich in mein soziales Umfeld so behutsam wie möglich einzufügen versuchte (vgl. Hauser-Schäublin 2008, 42). So betätigte ich mich etwa auch an mehreren Gartenarbeitseinsätzen, um auf diese Weise nicht nur zu beobachten, sondern auch selbst Teil der Gemeinschaft zu sein und in diesem Sinne teilnehmend zu beobachten. Bei dieser Gemeinschaftsaktion war jede zusätzliche helfende Hand sehr willkommen, weshalb mir eine reine Beobachtung an diesem Tag sehr unpassend erschienen wäre. Ich betätigte mich daher gemeinsam mit allen anderen Anwesenden bei den verschiedenen Arbeiten, die anfielen (beispielsweise beim Zusammenhämmern der Beeteinfassungen oder beim Befüllen der Beete mit Erde). Die explizite Teilnahme erleichterte mir rückblickend vermutlich auch den Zugang zu den GärtnerInnen und somit zu meinem Feld. In diesen Situationen versuchte ich als Forscherin gefühlsmäßig zwischen Teilnahme (und der damit verbundenen Nähe) und Beobachten (um aus notwendiger Distanz wahrnehmen zu können) abzuwägen und dementsprechend zu handeln (vgl. ebd.).

Für meine Beobachtungen fertigte ich regelmäßig Protokolle an, die nach der Vorlage von Bettina Beer (2008, 178) insbesondere folgende Angaben enthielten:

- Ort
- Wochentag, Datum und Uhrzeit
- Namen bzw. Identifikationskennzeichen anwesender Personen
- Angaben zum relevanten Kontext (oft Wetter)

Um mir möglichst viele Gedächtnisstützen für das Beobachtete zu bauen, griff ich auf spezielle Schriftzeichen (etwa Rufzeichen) zurück, die mich im Nachhinein auf Besonderheiten hinwiesen bzw. erinnerten. Ebenso verwendete ich Fragezeichen in Klammern, um mir Fragen oder Unklarheiten noch einmal in Erinnerung zu rufen und zusätzliche Notizen hinzufügen zu können.

Die teilnehmende Beobachtung im Sinne einer Anwesenheit vor Ort beschränkte sich aufgrund der saisonalen Nutzung und jahreszeitlichen Zyklen von Gärten auf die Monate Juni bis Mitte November sowie auf das Frühjahr 2012. Allerdings ergaben sich auch im Winter noch abseits der Gärten einige Treffen und Zusammenkünfte, die mir weitere Möglichkeiten zur Forschung boten. Räumlich beschränkte ich mich daher nicht nur auf die abgegrenzten Gärten, sondern folgte den Akteuren und Akteurinnen darüber hinaus auch zu anderen Orten der Interaktion.

5.4 Wahrnehmungsspaziergänge

„Wahrnehmungsspaziergänge und sinnesgeleitete Methoden schärfen [...] das Gespür für die imaginäre Seite der Stadt, für Orte, Situationen und Atmosphären“ (Schwanhäuser 2008).

Ich legte während der Monate, die ich mit Recherchen, Gesprächen und Beobachtungen für meine Diplomarbeit verbrachte, viele Strecken zu Fuß zurück. Diese Spaziergänge, die in der Tat eine bewusste Wahrnehmung dieser Stadtlandschaften (nicht nur der Gärten selbst, sondern auch der Stadtviertel, in denen ich mich bewegte) mit sich brachten, erfüllten einen wichtigen Zweck in meinem Forschungsprozess: im Gehen und Stehenbleiben zwischendurch erkundete ich einerseits visuell, andererseits mittels der viel weniger oft bewusst eingesetzten Sinne des Hörens, Riechens und Fühlens. Anfangs verunsicherte mich die Tatsache, bei spontanen Besuchen oft niemanden in den Gärten zu treffen oder zu sehen. Die erste Reaktion war Enttäuschung. Erst nachdem ich die Gärten aufgrund häufiger Besuche besser kannte,

begann ich auch die verlassenenen, stillen Räume bewusst als Teil meiner Forschung zu begreifen. In den vielen Momenten, in denen ich mich allein in den Gärten aufhielt und dort niemanden antraf, nutzte ich daher manchmal die Ruhe zum Innehalten, um die Geräuschkulisse auf mich wirken zu lassen und darauf zu achten, welche Assoziationen mir in den Sinn kamen. Im Rahmen dieser Vorgehensweise schrieb ich viele wertvolle Notizen und Ideen in mein Forschungstagebuch.

5.5 Informelle Gespräche

„Teilnehmende Beobachtung und ethnographische Gespräche bzw. Interviews befruchten sich gegenseitig und ihre systematische Kombination macht das Spezifikum ethnologischer Feldforschung aus“ (Schlehe 2008, 120).

Ein beträchtlicher Teil meiner ethnographischen Informationen ergab sich aus den im Rahmen von teilnehmender Beobachtung geführten informellen Gesprächen (vgl. Schlehe 2008, 123). Teilnehmende Beobachtung bedeutete in meinem Forschungsprozess immer auch verbale Kommunikation mit den AkteurInnen (vgl. Hauser-Schäublin 2008, 49). Informelle Gespräche erfüllten als interaktives Methodenelement aber auch eine zentrale Rolle in der Reflexion des Erlebten und meiner Wahrnehmung. „Die Nachbereitung des Beobachteten, an dem der Ethnologe teilgenommen hat, ist ein wichtiger Prozess, der dazu dient, das Gesehene, Gehörte, Geruchene und Gefühlte – kurz das subjektiv Erlebte – mit dem Erlebten der Menschen abzugleichen und mit deren Wissen/Erklärungen zu ergänzen“ (ebd.).

Aufgrund des Themas und der Forschungsfrage kam ich relativ rasch mit Leuten vor Ort ins Gespräch, wobei sich diese Art der Kommunikation besonders anbot, um tiefgründigere, weniger offensichtliche Informationen von den GärtnerInnen zu bekommen. Geredet wurde oft nebenbei, während man gemeinsam im Garten arbeitete, in der Erde wühlte, mit dem Spaten umstach oder bei ähnlichen Aktivitäten. Die Eigenschaft der Gemeinschaftsgärten als öffentliche Räume, die den Kontakt und die Kommunikation unter Menschen, die sich nicht kennen, fördern, erleichterte meine Forschungstätigkeit. Menschen, die ich in den Gärten antraf, begegneten mir zumeist sehr offen und gesprächig. Wenn ich mein Gegenüber noch nicht kannte, stellte ich in den ersten Sätzen zunächst immer mich und mein

Forschungsinteresse kurz vor. Auf diese Weise legte ich somit meine Rolle als Forscherin offen, um im Forschungsprozess ethisch korrekt vorzugehen (vgl. Mason 2002, 93).

5.6 Interviews

„Im ethnographischen Interview wird deutlich, was die Ethnologie generell auszeichnet, ihr besonderes Potenzial und dabei ihr großes methodisches Problem ausmacht: die Gleichzeitigkeit von Nähe und Distanz, Einlassen und Rückzug, Spontaneität und Reflexion“ (Schlehe 2008, 120).

Obwohl ich erst gegen Ende des Forschungsprozesses einige Interviews führte, war diese Methode zentraler Bestandteil, um die Erfahrungen konkreter GesprächspartnerInnen zur Sprache kommen, und damit deren Interpretationen und Sichtweisen miteinfließen zu lassen (vgl. Schlehe 2008, 122). Als besonders passend erschien mir das offene Interview aufgrund der Möglichkeit Dinge herauszufinden, die man nicht gefragt hätte, weil sie abseits des eigenen Horizontes liegen. Themen und Fragen entwickeln sich in weiterer Folge aus dem Gesprächsverlauf heraus bzw. weiter. Auch was nicht zur Sprache kommt, musste bei dieser Vorgangsweise ständig mitgedacht und entsprechend reflektiert werden (vgl. ebd., 121). Die Grenzen zum (informellen) Gespräch verliefen aufgrund der sehr entspannten Gesprächsatmosphären in meinen Erfahrungen oftmals fließend. Ethnographische Interviews ergaben sich daher als Folge regelmäßiger Feldkontakte auch ungeplant und spontan im Feld vor Ort (vgl. Flick 2002, 141).

Obwohl mein Ziel war, mein Gegenüber möglichst frei erzählen zu lassen, hatte ich mir bei jedem geplanten Interview einen Leitfaden zurechtgelegt, um einerseits eine grobe, vergleichbare Struktur in Hinblick auf mein Forschungsinteresse zu verfolgen und andererseits Fragen für den Fall eines stockenden Interviews parat zu haben. Ich folgte keiner strengen Fragenanordnung, sondern versuchte mich der Interviewsituation und dem Gesprächsverlauf anzupassen und dementsprechend Schwerpunkte zu setzen. Manche Fragen wurden bereits implizit *en passant* beantwortet, andere manchmal gar nicht, weil sie in einer bestimmten Situation unpassend erschienen wären (vgl. Flick 2006, 168 f.). Ich vermied in den Interviewsituationen bewusst die Nennung theoretischer Konzepte, sondern legte den Fokus auch sprachlich auf die konkreten Lebenswelten meines jeweiligen Gegenübers (vgl. ebd., 169). Vertrauen und Interesse des/der Gesprächspartners/in spielen eine wichtige Rolle,

damit Informationen preisgegeben werden. Dazu musste ich als interviewende Person auch von meiner Seite bestimmte Eigenschaften wie Offenheit, Aufmerksamkeit, Flexibilität oder etwa Sensibilität zeigen. Ich versuchte in diesem Zusammenhang meine Absichten stets so klar wie möglich darzulegen und meinem Gegenüber implizit eine gewisse wissenschaftliche Kompetenz zuzusprechen, um den für ethnographische Forschung so wichtigen zwischenmenschlichen Respekt gebührend zu zollen (vgl. Schlehe 2008, 122). Die Bereitschaft, mir ein Interview zu geben, war unterschiedlich. Großteils gaben mir die GärtnerInnen aber bereitwillig ihre Mailadressen zu einer allfälligen Kontaktaufnahme. Einige wenige Personen hatten mir ein Interview versprochen, sagten mir dann aber kurzfristig ab. Die terminliche Koordination wurde zusätzlich dadurch erschwert, dass meine berufliche Tätigkeit fast ausschließlich Abend- oder Wochenendtermine zuließ. Ich überließ den InterviewpartnerInnen die Auswahl des Ortes für das Interview, da ich keinesfalls zu nahe treten wollte – etwa durch einen Vorschlag, das Interview bei mir oder meinem Gegenüber zu Hause zu machen. Die Interviews fanden in den Wohnungen der GesprächspartnerInnen (auf deren eigenen Vorschlag), in deren Büro oder im Kaffeehaus statt.

Interessante Situationen ergaben sich in Zusammenhang mit dem Einsatz des Diktiergerätes. In mehreren Interviews stimmten die GesprächspartnerInnen einerseits der Aufzeichnung zu, zögerten andererseits aber das Einschalten des Aufnahmegerätes hinaus, durch Aussagen wie „jetzt brauchen wir es aber noch nicht einschalten“ oder „schalte es bitte erst später ein“. Obwohl einige durchwegs entspannt und von der Aufnahme unbeeindruckt im Interview zu sprechen begannen, wurde einmal die Sprache vom Dialekt auf Hochdeutsch gewechselt, sobald ich die Aufzeichnung startete, oder es erfolgte eine kurze Selbstpräsentation, obwohl ich die Person bereits kannte. Da das Aufnahmegerät daher offensichtlich das Interview sehr offiziell und förmlich erscheinen ließ, vermied ich den Einsatz dieses technischen Hilfsmittels außerhalb der Interviewsituationen, beziehungsweise brach Aufnahmen in manchen Situationen früher ab, um das Gespräch in einer entspannteren Atmosphäre weiterführen zu können (vgl. Flick 2006, 288). An dieser Stelle möchte ich noch anmerken, dass ich auf Wunsch meiner InterviewpartnerInnen manche Namen geändert habe.

Um diese vielen interessanten Erfahrungen und Informationen verarbeiten und für meine Forschungsergebnisse verwenden zu können, folgte nach dem Sammeln der Daten ein intensiver Analyseprozess. Zunächst bedeutete dies die genaue Transkription der Interviews, wodurch eine tiefgehende Auseinandersetzung mit den Inhalten vorbereitet wurde. Ein

mehrmaliges Lesen und Anhören der Interviews war notwendig, um besonders wichtige Textpassagen filtern und die wesentlichen Elemente erfassen zu können. In einem weiteren Schritt ordnete ich dem empirischen Material Codes zu, die wiederum in Oberbegriffen als Kategorien zusammengefasst wurden (vgl. Flick 2006, 259). *Mindmaps* halfen mir dabei, die Kategorien noch weiter zu abstrahieren, Zusammenhänge herzustellen und schließlich eine Struktur für meine Ergebnisdarstellung zu entwickeln. Das Resultat dieser Vorgehensweise ist Inhalt des empirischen Teils der vorliegenden Arbeit.

5.7 Fotografien

„Photography is an abstracting process of observation but very different from the fieldworker's inscribed notebook where information is preserved in literate code“ (Collier/Collier 1986, 10).

Meine Kamera begleitete mich bei jedem Spaziergang und bei jedem Gartenbesuch während meiner Diplomarbeitenrecherchen. Noch bevor ich das Feld eingegrenzt und meine Forschungsfrage ausformuliert hatte, gab es bereits eine Sammlung an diversesten digitalen Bildern zu Gärten, Grünflächen, Guerilla Gardening Aktionen oder einfach Motiven, die mir zum Thema des urbanen Gärtnerns seit Mai 2011 ins Auge gefallen waren. Ich fotografierte Details im Fokus (etwa Beete, einzelne Pflanzen, Schilder), Personen bei Aktivitäten oder machte Panorama-Aufnahmen der Gärten und ihrer Umgebung. Die ethnographische Arbeit implizierte für mich daher unweigerlich immer auch visuelle Erfahrungen, die ich mithilfe meiner Kamera entsprechend festhielt. Dieser Blickwinkel, der aus meiner persönlichen Perspektive Bilder fixierte, ermöglichte mir im späteren Reflexionsprozess Anschauungen (im wahrsten Sinne des Wortes) und Repräsentationen zu hinterfragen. Die Fotografien übernahmen auch eine wichtige Aufgabe im Dokumentationsprozess. Einerseits halfen sie mir, mich an Erlebtes im Nachhinein besser erinnern und Situationen im Gedächtnis noch einmal abrufen zu können, andererseits hielt ich mit meiner Kamera Dinge fest, die manchmal zu komplex (insbesondere nachträglich) in meinen Aufzeichnungen zu beschreiben gewesen wären (vgl. Banks 2001, 114). Wo in der Diplomarbeit bei Abbildungen nicht anders angegeben, war ich die Fotografin.

Nicht immer erschien mir das Zücken meiner Kamera angebracht, vor allem wenn ich die anwesenden GärtnerInnen noch nicht kannte. Ich vermied es auch bei jeder möglichen

Gelegenheit mit dem Fotoapparat zu hantieren und gesehen zu werden, um keinen aufdringlichen Eindruck bei den Menschen zu hinterlassen. Keinesfalls wollte ich als voyeuristische Forscherin wahrgenommen werden und mir damit den Zugang zu meinem Feld erschweren.

6. Reflexion des Forschungsprozesses

Nicht immer erschien mir der Zugang zu den GärtnerInnen offen und unproblematisch. Besonders im Heigerlein Garten drängte sich mir manchmal der Eindruck der „Überforschung“ auf. Ich fühlte mich als „eine von vielen“, die den Garten bereits als Gegenstand ihrer Forschung auserkoren hatten. Anders als in öffentlich weniger präsenten Gärten, schienen die Menschen der Fragen und Beobachtungen gelegentlich müde zu sein. Dieser Eindruck bestätigte sich, als eine junge Studentin während einer Gemeinschaftsgartenaktion das Areal betrat und nach AnsprechpartnerInnen suchte. Sie verschwand kurz darauf, nachdem sie offensichtlich keinen Gesprächszugang gefunden hatte. Meine Anwesenheit im Bürgergarten am Augartenspitz oder auch im Gemeinschaftsgarten im Josef-Kaderka-Park stand daher unter anderen Vorzeichen.

Eine besondere Herausforderung stellte die Teilnahme an Sitzungen dar. Einerseits musste ich mich bewusst im Hintergrund halten, andererseits wollte ich Kontakte zu den Leuten aufbauen. Diese Situationen empfand ich gelegentlich mit innerer Anspannung. Ich wurde auch zu außerordentlichen Treffen eingeladen, etwa zu einer Weihnachtsfeier oder zu einer Preisverleihung, an denen ich gerne teilnahm. Als einzige außenstehende Nicht-Gärtnerin war der Zweck meiner Anwesenheit, nämlich die (Be-)Forschung, immer offensichtlich. Vielleicht war diese Tatsache den GärtnerInnen mitunter weniger unangenehm als mir selbst. Dennoch hatte ich den Eindruck, dass meine Präsenz gelegentlich Verunsicherung hervorrief, insbesondere bei jenen Menschen, die mich nur vom Sehen kannten und wenig über mich und meine Vorhaben Bescheid wussten.

Im Rahmen meines Forschungsprozesses musste ich immer wieder ethische Entscheidungen treffen, taten sich doch insbesondere auch Zweifel in Zusammenhang mit „informierter Zustimmung“ meiner Informanten und Informantinnen auf. Während ich in Gesprächen immer meine Forschungsabsichten zur Erstellung meiner Diplomarbeit offenlegte, klärte ich die beobachteten Akteure und Akteurinnen nicht gesondert über meine teilnehmende Beobachtung auf, da mir das im Kontext übertrieben vorkam und auf die Menschen womöglich eher abschreckend gewirkt hätte. Ich vermied es jedenfalls bewusst, Fotografien für meine Diplomarbeit zu verwenden, auf welchen Personen eindeutig identifiziert werden könnten, da ich diese nicht ausdrücklich um ihre Zustimmung gefragt habe und mir eine nachträgliche Einholung einer solchen zu aufwendig erschien (vgl. Mason 2002, 101).

Über die Monate meines Forschungsprozesses, die eine sehr intensive Auseinandersetzung mit den Gärten für mich bedeuteten, waren Verbindungen entstanden, die in manchen Situationen die Grenzen zu einem *going native* verschwimmen ließen. Noch in bereits weit fortgeschrittenen Phasen meiner Diplomarbeit besuchte ich die Orte wieder und wieder, zunächst noch mit der Idee weiteres Material anhäufen zu können, vor allem aber weil ich mich gerne in diesen Grünräumen aufhielt, den Menschen bei ihrer Gartenarbeit zusah, gelegentlich auch mitarbeitete und mich mit den GärtnerInnen unterhielt. Auch von praktischer Seite her konnte ich einiges über den Umgang mit Pflanzen für meine persönliche Leidenschaft mitnehmen. Irgendwann realisierte ich aber, dass es Zeit war den Prozess abzuschließen, einen Schlußstrich zu ziehen. Dieser Moment ist mir zugegebenermaßen schwer gefallen. Ehrlich gesagt bin ich mir nicht sicher, ob ich insbesondere im Bürgergarten am Augartenspitz nicht auch zukünftig den einen oder anderen Nachmittag nach der Arbeit verbringen werde. Es war eine anstrengende Zeit, auf die ich zurückblicke, mit einigen persönlichen Grenzerfahrungen. Gleichzeitig bin ich mir sicher, dass es mir an keinem Ort als in einem Garten besser möglich gewesen wäre, dieses Vorhaben - das Verfassen meiner Diplomarbeit - bis zum Ende zu verfolgen.

7. Zu meinen Forschungsergebnissen

„No one lines up people and asks them to define ‚place‘ and list three examples of it. No one really has a theory of it. No one imagines that it is some sort of data set to be sampled, ordered, tabulated and manipulated. To study place, or, more exactly, some people or other’s sense of place, it is necessary to hang around with them - to attend to them as experiencing subjects, as the responsive sorts of beings [...]“ (Geertz 1996, 260).

Ich verbrachte während der letzten Monate viel Zeit damit herauszufinden, welche Charakteristika die Gärten meiner Forschung auszeichnen und von anderen unterscheiden. In diesem Prozess revidierte ich meine Forschungsfrage mehrmals, weil ich immer wieder neue Aspekte in meinem Material entdeckte und sich die Blickwinkel dementsprechend änderten. Letztendlich erschien mir wesentlich, die Eigenheiten und Spezifika der von mir untersuchten Gärten mittels ethnographischer Aufzeichnungen zu vermitteln. *Community gardening* boomt – in den unzähligen Beiträgen, die mir unterkamen – sowohl medial, als auch wissenschaftlich. Ich vermisste jedoch oft eine differenzierte Darstellung der Gärten abseits ihrer Lobpreisung als Allheilmittel für gesellschaftliche Probleme und Herausforderungen, wie Klimawandel, Globalisierung, Wirtschaftskrise und Postwachstum, soziale Isolation, oder auch Migration. Hinter der Aneignung einer öffentlichen Fläche in Form blühender Beete und saftigem Grün, die in der Nachbarschaft als kleine Paradiese in der Stadt erscheinen, stecken gesellschaftliche Prozesse, durch die eben diese Räume produziert werden (vgl. Schmid 2005, 30). Für mich stand damit das unmittelbar Soziale, ausgedrückt durch ein gemeinschaftliches Tun, im Vordergrund, das jeden dieser Gärten auf eine ganz spezifische Art und Weise auszeichnet. „Der Raum ist ein soziales Produkt, eine von Menschenhand geschaffene ‚zweite Natur‘“ (ibid.). Um diese Eigenheiten und Spezifika der Gärten zu ergründen, verbrachte ich viel Zeit vor Ort, sprach mit den Menschen und beobachtete sie bei ihrem Tun. Was diese Gärten zusammenhält und gleichzeitig auszeichnet, ließ sich dabei immer wieder – in unterschiedlichen Ausprägungen und Ausformungen - auf die sozialen Prozesse und das Gemeinsame zurückführen, wobei Gemeinschaft in diesem Sinne sicherlich keine statische, einheitliche Konstante ist, sondern sich aus dem Kontext und den Rahmenbedingungen ergibt.

7.1 Das Soziale im Garten

Bereits der Begriff „Gemeinschaftsgarten“ lässt darauf schließen, dass das Konzept Gemeinschaft und damit die soziale Komponente in Zusammenhang mit diesen spezifischen Gärten von Bedeutung ist. In erster Linie treffen hier Menschen mit dem gemeinsamen Interesse Garten zusammen, das die Basis für soziale Beziehungen schafft. „Communities are held together by shared interests that constitute their base; and networks of relationships, connecting people through the base, make up communities“ (Gudeman 2005, 94). Dass es dabei nicht ausschließlich um einen geteilten und aufgrund der Einzelbeete nur individuell genutzten Ort geht, sondern darüber hinaus bewusst und unbewusst um soziale Interaktion und Prozesse einer ständigen Gemeinschaftsbildung, wurde mir im Rahmen meiner Forschung veranschaulicht. „[...] *da muss ich einfach selber arbeiten und mich um die Gemeinschaft kümmern und was beitragen. Ja, ich mein‘, das ist schon eine Hürde wo man sagen muss, da will ich trotzdem mittun*“ (Anna M., 23.2.2012).

Hinter dieser sogenannten Gemeinschaft verbergen sich unterschiedliche Konzepte, Kontexte, Ideen und Sichtweisen der AkteurInnen, die keine allgemeingültige Definition oder Kategorisierung zulassen. Jeder Garten ist anders und dementsprechend auch die sozialen Beziehungen, die ihm zugrunde liegen. „When all sorts of cultivated spaces are called ‚community gardens‘, it can be difficult to meaningfully assess their strategy or putative success-not to mention their motivations - at producing communities, subjects or spaces. The ‚community‘ in a community garden can mean a group of urban residents sharing neighborhood proximity but no other affiliation. Yet everyday life frequently reminds us neighbors are not always friends, much less a ‚community‘“ (Pudup 2008, 1231). Während der Garten der kleinste gemeinsame Nenner der AkteurInnen ist, ist das Soziale bei manchen mehr, bei anderen weniger eine grundlegende Komponente ihres Tuns. Der Garten hat jedoch allenfalls etwas Verbindendes, das sich über Symbole, Ideen und Prozesse ausdrückt. „No matter what kind of community a community is, it is always a claim, a fiction, inscribed through symbols, ceremony, food, or a set of practices. It is almost always a site of disengagement and struggle as well as attachment and belonging, frequently serving as the target of political activity“ (Williams 2002, 348-349). Die soziale Komponente des Gartens als gemeinschaftlich genutzter Raum offenbarte sich mir im Rahmen meiner Forschung auf unterschiedlichen Ebenen, wie ich in Kapitel 8 näher ausführen werde.

7.2 Gemeinschaft oder *community* als zentrales Element

Community oder Gemeinschaft war als Begriff in Verbindung mit meiner Forschung in Gemeinschaftsgärten und im Diskurs beteiligter AkteurInnen tatsächlich immer wieder zentrales Thema. Die vielfältige Anwendung in verschiedensten Kontexten demonstriert die beständige Bedeutung des Konzeptes (vgl. Amit 2002a, 14). Keinesfalls handelt es sich dabei jedoch um eine „ready-made social unit“ (ibid.), die für schnelle Analysen tauglich wäre. Dahinter stecken komplexe Prozesse und Vorstellungen, die ein genaues Hinsehen erfordern: “invocations of community [...] do not present analysts with clear-cut groupings so much as signal fields of complex processes through which sociality is sought, rejected, argued over, realized, interpreted, exploited or enforced“ (ebd.). In diesem Unterkapitel möchte ich mich allgemein und theoretisch dem Begriff Gemeinschaft annähern. In diesem Zusammenhang soll auch auf die Problematik der Verwendung des Begriffes an sich hingewiesen werden.

Der oft auch ins Deutsche übernommene Begriff *community*⁸ gilt als zentrales Konzept der Sozialwissenschaften, das sich jedoch im Lauf der letzten Jahrzehnte aufgrund der „slipperiness as a concept“ (Cohen 2002, 165) grundlegend verändert hat. „Community has never been a term of lexical precision, though much tedious work has been dedicated to the fruitless efforts to so render it“ (ebd.). Vor einem halben Jahrhundert noch hatten AnthropologInnen und SoziologInnen versucht das Wort *community* in eine analytische, wissenschaftlich strenge Kategorie bzw. Definition zu pressen (vgl. ebd.). Dieses Unterfangen scheiterte letztendlich daran, dass sich hinter diesem Begriff eine Vielzahl an Konzepten verbergen, die neben ihren vielseitigen und unterschiedlichen Verwendungen auch mit gesellschaftlichen Veränderungen stetig neue Bedeutungen erlangen (vgl. ebd.). „‘Community‘ is used so variously, even inconsistently, and so loosely that, paradigm considerations apart, it has ceased to be of any obvious analytical use as a category in social science“ (ebd., 167). Der unscharfe, teilweise auch als abgedroschen bezeichnete Terminus (vgl. Amit 2002b, 1) übt nicht nur in der Wissenschaft weiterhin eine Anziehungskraft aus, die in folgender Schlüsselfrage zum Ausdruck gebracht wird: „what is it about this idea and/or form of sociality that continues to so engage our attention?“ (ebd.). Dahinter verbergen sich soziale Phänomene wie „[...] collectivity or communality or even just similarity of a sort

⁸ Meiner Meinung nach lässt sich der deutsche Ausdruck „Gemeinschaft“ nicht als exaktes Synonym für „*community*“ einsetzen, weshalb ich in weiterer Folge den englischen Begriff aus den Originalzitaten verwende (vgl. Anderson 2006, 229).

[...]“ (Cohen 2002, 167). Der Kontext und die Rahmenbedingungen für die Verwendung des Begriffs haben sich demnach verändert, von einem Paradigma ist man heute weit entfernt. In einer zunehmend heterogenen und globalisierten Gesellschaft mögen Empfindungen von Gemeinschaft in vielerlei Hinsicht auch nicht mehr als zeitgemäß und vom sozialen Wandel überholt erscheinen (vgl. ebd., 169). ‘Community’ [...] has become a way of designating that *something* is shared among a group of people at a time when we no longer assume that *anything* is necessarily shared“ (ebd.). Die Art der Zugehörigkeit zu und der Identifikation mit verschiedenen *communities* unterliegt heute anderen Parametern. Menschen finden sich häufig nur für begrenzte Zwecke und in begrenztem Umfang zusammen oder teilen eine imaginierte Gemeinschaft (vgl. ebd., 168 f.). Doch trotzdem, „community seems to have remained a compelling idea, perhaps indicating a yearning for a degree of commonality and for a focus on those social features which conjoin people rather than those which divide them. [...] Or perhaps communities *are* just as prevalent now as we supposed them to be in previous times and other social circumstances, but we are failing to see them, because they take different forms or are more covert“ (ebd., 169).

Obwohl der Begriff *community* vage und daher quasi als analytische Einheit bedeutungslos ist, muss dessen Verwendung aus der wissenschaftlichen Praxis nicht gänzlich verbannt werden. *Community* an sich hat an Aktualität nicht verloren. Weniger geht es in der Auseinandersetzung jedoch um das Theoretische oder eine Definition, als viel eher um die konkrete praktische An- und Verwendung der Menschen sowie die gelebte Praxis dessen, was mit dem Begriff gemeint ist. Im Wesentlichen kommt dem/der ForscherIn damit die Aufgabe zu, die Bedeutung der “fields of shared belonging” (vgl. Cohen 2002, 169) im konkreten Kontext zu erfassen: „the important tasks being rather to identify the field and its extent, and the significance to it of what it is that is deemed to be shared“ (ebd.). Dieses Verständnis im Umgang mit *community* war grundlegend in meinem Forschungsprozess.

8. Über die Gärten

Das Phänomen des urbanen Gärtnerns in Wien umfasst eine Fülle von Themen und Projekten (etwa angefangen bei den Schrebergärten, Balkonlandschaften, über Selbsterntefelder, *guerilla gardening*-Aktionen, bis hin zu Gemeinschafts- und Nachbarschaftsgärten), die den Rahmen einer Diplomarbeit sprengen würden. Für mich stand im Rahmen meines Forschungsprozesses aber in erster Linie die gemeinschaftliche Gartenorganisation und -nutzung im Vordergrund. Nach unzähligen Besuchen, Gesprächen und Beobachtungen in und von öffentlichen urbanen Wiener Gartenprojekten, die viel Zeit in Anspruch genommen hatten, beschränke ich mich daher letztendlich auf eine Auswahl von drei Gärten, die mir im Rahmen meines Forschungsprozesses als Feld dienten: den Nachbarschaftsgarten Heigerlein (1160 Wien), den in Entstehung begriffenen Gemeinschaftsgarten im Josef-Kaderka-Park (1170 Wien) sowie den Bürgergarten im Augartenspitz (1020 Wien). Ich hatte dort zunächst keine AnsprechpartnerInnen und verschaffte mir „allein“ Zugang zum Feld. Erst nach meinen ersten Besuchen und Gesprächen lernte ich Leute vor Ort kennen, manche traf ich dann immer wieder. In einem Zeitraum von etwa zehn Monaten sammelte ich Eindrücke und hielt mich im „Feld“ auf, das sich räumlich nicht nur auf die Gärten bezog, sondern auch auf Veranstaltungen, Hauptversammlungen, Vereinssitzungen oder sonstige Treffen ausdehnte (die zum Teil auch im Winter stattfanden). Interviews führte ich während der kalten Jahreszeit, die typischerweise mit einer gärtnerischen Pause bzw. Inaktivität verbunden ist. Diese Gärten möchte ich in Kapitel 8 vorstellen und über meine Forschungserkenntnisse berichten.

Besonders häufig besuchte ich den Nachbarschaftsgarten Heigerlein, oft an den Wochenenden, aber auch unter der Woche nach der Arbeit, wo ich von Anfang an offen aufgenommen wurde und mit den Leuten Gespräche führte. Über das Gartennetzwerk Gartenpolylog, das im Internet auch immer wieder Veranstaltungen in Gemeinschaftsgärten in Wien ankündigt, wurde ich auf den in Entstehung begriffenen Garten im Josef-Kaderka-Park im 17. Wiener Gemeindebezirk aufmerksam. Ich nahm an einer Informationsveranstaltung vor der Errichtung des Gartens teil und begleitete das Projekt in weiterer Folge bis zum Winter 2011. Der Josef-Kaderka-Park ermöglichte mir Einblicke in die Anfangsphase und die damit verbundenen Prozesse eines solchen Gartenvorhabens. Über Erzählungen einer Gärtnerin erfuhr ich dort auch vom Bürgergarten im Augartenspitz, den ich

als letztes Projekt kennenlernte. Die zivilgesellschaftliche Initiative dort in Verbindung mit der politischen Besetzung eines öffentlichen Raumes fand mein besonderes Interesse, insbesondere in Abgrenzung zu den in Zusammenarbeit mit der Stadt Wien entstandenen Gemeinschaftsgärten.

8.1 Der Gemeinschaftsgarten im Josef-Kaderka-Park

8.1.1 Rahmenbedingungen und Kontext

Der Garten befindet sich in einem Park einer bereits sehr grünen und weniger dicht bebauten Gegend Wiens – in Dornbach, dem an den Wiener Wald angrenzenden Viertel des 17. Wiener Gemeindebezirks. Das Projekt eines Gemeinschaftsgartens wurde dort in einem Bereich des bereits bestehenden Josef-Kaderka-Parks auf einer Fläche von 1100 m² (Anbaufläche 150 m²) vom Verein Gartenpolylog, der Bezirksvorstehung Hernals und den Wiener Wohnpartnern 2011 nach jahrelanger Planung und Vorbereitung sowie dank intensiver Bemühungen einer Mitarbeiterin der Wohnpartner gestartet (vgl. Angelika Neuner, 8.5.2012). Für ein Beet anmelden konnten sich HernalserInnen, wobei darauf geachtet wurde, die BewohnerInnenstruktur im Bezirk widerzuspiegeln. Als weiteres Kriterium gab es die Vorgabe, dass mindestens ein Drittel der GärtnerInnen aus Gemeindebauten kommen sollten, die über keinen Zugang zu eigenen Grünflächen verfügen (vgl. FTB, 29.11.2011 sowie Angelika Neuner, 8.5.2012). Einige Beete wurden auch einem Kindergarten, einer Schule und einem Altersheim in der Nachbarschaft zur Bepflanzung überlassen (vgl. Wien Hernals 2012). Der Garten im Josef-Kaderka-Park wurde deshalb Teil meines Forschungsfeldes, weil ich dort die Möglichkeit hatte, die Entstehung und das Anlegen und somit die ersten Schritte eines Gemeinschaftsgartens aus nächster Nähe mitzuverfolgen.

Aus dem Gartenpolylog Newsletter erschien im Juni 2011 folgender Artikel zum geplanten Vorhaben, worin die Zielsetzungen der InitiatorInnen deutlich werden: „In Wien wird es 2011 einen weiteren Gemeinschaftsgarten geben. Nach jahrelangen Bemühungen der Wohnpartner 17, 18, 19 (Nachbarschaftsservice im Wiener Gemeindebau) einen Garten im 17. Wiener Gemeindebezirk zu verwirklichen, wird der erste Informationsnachmittag für Interessierte nun am 24. Juni im Josef-Kaderka-Park stattfinden. Die 1.100m² große Fläche ist Teil eines Parks und bietet Raum für etwa 150m² Einzel- und Gemeinschaftsbeete - eingeschränkt durch

Sonneneinstrahlung und Gelände. Zusätzlich zu GärtnerInnen aus dem Bezirk sollen auch ansässige Institutionen aus dem Sozial- und Bildungsbereich eingebunden werden. Ganz bewusst werden mit diesem Garten BewohnerInnen sowohl aus dem Gemeindebau als auch aus privaten und genossenschaftlichen Wohnbauten im Bezirk angesprochen. So dient der Ort als brückenschlagendes Element und Begegnungsraum für Menschen unterschiedlicher Herkünfte. Der Gartenpolylog wird gemeinsam mit wohnpartner den Garten durch die ersten Jahre führen, um ihn in der dritten Saison in Eigenständigkeit zu übergeben“ (Neuner 2011, 2 f.).

Anders als bei der oft illegalen Besetzung von innerstädtischen brachliegenden Flächen handelt es sich bei diesem Gemeinschaftsgarten um ein mit öffentlichen Geldern finanziertes Projekt, das nicht nur zur Zwischennutzung konzipiert ist, sondern durchaus als dauerhafte Einrichtung geplant wurde und als diese aktiv von der Stadtverwaltung gefördert wird. Damit reiht sich der Gemeinschaftsgarten im Josef-Kaderka-Park in die von der rot-grünen Stadtregierung versprochenen Vorhaben (ein Gemeinschaftsgarten pro Bezirk) ein und zeugt damit von einer eindeutigen politischen Zielsetzung. *„Die Stadt ist jetzt ein bisschen aufgesprungen auf diese Freiräume und öffentliche Freiräume und schon auch dieses Rückerobern. Also ich glaub schon, dass das Wien mitkriegt. Also erstens mal ist es grad voll en vogue und cool und vielleicht kriegen’s auch mit, dass es schon auch belebt und fühlen auch die Pflicht, das auch mitzutragen und nicht hinten anzustehen oder das vielleicht auch ein bissl mehr zu kontrollieren, wenn’s quasi von oben gemacht wird oder zur Verfügung gestellt wird und damit weniger subversiv sozusagen ist“* (Angelika Neuner, 8.5.2012). Die Gründe der Förderung eines derartigen Projektes seitens der PolitikerInnen sind vielfältig – während die Belebung der Nachbarschaft, das Ermöglichen einer Gemeinschaft sowie der Zugang zu Natur in der Stadt für die BewohnerInnen von klarem Vorteil sind, lassen weniger offensichtliche Aspekte vermuten, dass auch reziprok die Politik davon profitiert. Anstatt subversiver, ungewollter Raumbesetzungen werden (oftmals bereits zuvor öffentlich genutzte) Flächen zur Verfügung gestellt, die den BürgerInnen im Kleinen, kontrolliert und jedenfalls in Kooperation, Freiräume und deren Gestaltung ermöglichen. Gleichzeitig ist zu erwarten, dass diese aktive Förderung von Gemeinschaftsgärten Wählerstimmen einbringt.⁹ Auch seitens der GärtnerInnen werden eindeutige Vorteile in der Kooperation mit der Stadt Wien und ihren Einrichtungen bzw. mit der Politik gegenüber zivilgesellschaftlicher, oftmals

⁹ Dieser Umstand lässt erklären, warum der Nachbarschaftsgarten Heigerlein zum Beispiel in einem Wahljahr in einer SPÖ-Broschüre aufschien (vgl. Angelika Neuner, 8.5.2012).

subversiver Raumnahmen und –besetzungen hinsichtlich der öffentlichen Raumnutzung identifiziert: „[...] du brauchst ja mal einen öffentlichen Grund und ich glaub‘, dass unsere Mentalität auch so ist, dass eher so, soll ich da jetzt was investieren, wenn’s mir’s eh wieder wegnehmen‘ und bei uns geht das ja viel schneller. Also die lassen das ja dann nicht stehen. Weil sonst könntest ja jetzt [...], da könntest viel machen, da gibt’s viele mehr oder weniger brachliegende Flächen. Oder so eine große Wiese, wo kein Mensch eigentlich was tut. Da könntest ja Gärten machen, aber ich glaub, dass da die Gefahr eben ist, dass man sagt ‚ja und was ist nachher?‘ Die kommen und dann fährt der Bagger drüber“ (Dagmar J., 19.1.2012). Eine andere Gärtnerin im Gemeinschaftsgarten Josef-Kaderka-Park hingegen hätte lieber gerne selber und eigenständig ein *community gardening*-Projekt initiiert und auf die Beine gestellt, um sich „selber einen Freiraum in der Stadt schaffen zu können“ (Lena H., 23.3.2012).

Besonders ist im Fall des Gemeinschaftsgartens im Josef-Kaderka-Park der Umstand, dass eine bereits davor als Park und damit öffentlich genutzte Fläche (bzw. ein Teil dieser Parkfläche) nun abgezaunt und zu einer nur noch für eine begrenzte Öffentlichkeit zugängliche Gartenanlage verwandelt wurde. Ich hatte den Garten erstmals im Sommer 2011 anlässlich eines Informations-Nachmittages besucht und dort mit den InitiatorInnen bzw. BetreuerInnen vom Verein Gartenpolylog und den Wiener Wohnpartnern erste informelle Gespräche geführt. ParknutzerInnen und AnrainerInnen äußerten dort ihren Unmut und ihre Bedenken zu diesem Vorhaben etwa mit Aussagen, dass sie es nicht in Ordnung fänden, „wenn man den Burschen ihren Fußballplatz wegnimmt“ (FTB, 15.7.2011). Skepsis gegenüber dem geplanten Gemeinschaftsgarten wurde von einer älteren Hausbesitzerin in Bezug auf „zu wenige Parkplätze für so viele GärtnerInnen“ und betreffend der ungeeigneten Lage des Gartens, wo es „bei starken Regenfällen immer wieder zu Überflutungen kommt“, vermittelt (vgl. FTB, 15.7.2011). Mit ihrer Aussage „also ich glaub‘ nicht, dass das [das Anlegen eines Gemeinschaftsgartens - – Anm. d. A.] eine gute Idee ist“ versuchte sie noch einmal eindringlich auf die anwesenden InitiatorInnen einzuwirken und ihre Einwände gegen das Projekt kundzutun. Diese reagierten auf Kritik gelassen und versuchten mit Gegenargumenten von den Vorteilen des Gemeinschaftsgartens zu überzeugen.

Informationen zum Projekt des Gemeinschaftsgartens wurden über mehrere Kanäle an die Öffentlichkeit gebracht (Anschläge in Gemeindebauten, Internet, Zeitungen). Es gab die Möglichkeit, sich als InteressentIn vorab für ein Beet anzumelden. Die Beetverlosung fand

erst im Herbst statt. Gemeinsame Aktionen zum Bau der Beete bzw. der Beeteinfassungen wurden daher bereits vor Vergabe der Beete durchgeführt und erforderten ein Engagement ohne fixe Zusage für ein Beet. InteressentInnen beteiligten sich auf diese Weise bereits bevor feststand, ob sie überhaupt ein Beet erhalten würden. Ankündigungen für derartige Garteneinsätze erfolgten mündlich bei vorhergehenden Veranstaltungen und Treffen sowie über das Internet auf der Website des Vereins Gartenpolylog unter der Termine-Rubrik:

The screenshot shows the website of Gartenpolylog. The main content area features an announcement titled "Beete bauen im Kaderkapark (1170)". The text describes the event: "Den Boden bereiten....neben der Wiese soll 2012 Gemüse wachsen... Wir bauen Beeteinfassungen und schaufeln Erde bei guter Laune und Gartenlimonade. Jede Hilfe willkommen! Weitere Informationen über diesen Termin...". A table provides details about the event:

Was	■ Garteneinsatz
Wann	02.09.2011 von 10:00 bis 17:00
Wo	Josef-Kaderka-Park, 1170 Wien, Ecke Vollbadgasse/ Alszeile
Name	office@gartenpolylog.org
Kontakttelefon	01/24 503 - 18080
Termin übernehmen	vCal iCal

Sidebars on the left include "Übersicht" with a link to "Beete bauen im Kaderkapark (1170)", "Aktuelles" with a radio broadcast and a discussion, and "Mitschrift" with a link to "Netzwerktagung jetzt online". A sidebar on the right encourages participation with the text "Mach' mit! Hier geht's zu dem Bereich wo ihr als Eingeloggte auch Inhalte beitragen könnt." and includes a search bar and a calendar for December 2011.

Abbildung 6: Ankündigung der Beetebauaktion im Internet. (Quelle: Gartenpolylog Josef-Kaderka-Park 2011)

8.1.2 Ein Gemeinschaftsgarten entsteht - Erste Eindrücke

Am 2. September 2011 nahm ich beim Bau und Befüllen der Beeteinfassungen teil. Die Aktivität war an bereits angemeldete InteressentInnen per Mail verschickt und im Internet auf der Website des Vereins Gartenpolylog unter den Terminen als „Garteneinsatz“ (mit genauer Uhrzeit von 9 bis 17 Uhr sowie unter Angabe einer Kontakttelefonnummer) angekündigt worden. Obwohl es ein Freitagvormittag und damit Arbeitstag war, beteiligten sich zwischen zehn und zwanzig Leute (darunter Alleinstehende, Familien und eine Mutter mit Kleinkindern) an den Aufgaben. Die Gruppe setzte sich zusammen aus InteressentInnen, die sich für ein Beet angemeldet hatten, VertreterInnen der Wiener Wohnpartner und vom Verein Gartenpolylog sowie freiwilligen HelferInnen, die „immer wieder bei solchen Aktionen

mitmachen“, weil ihnen etwa *„der Gedanke gefällt, der damit verfolgt wird“* (FTB, 2.9.2011).

Ein LKW lud Holzbretter ab, die Erde für die Beete war bereits geliefert und auf einem Haufen aufgeschüttet worden. Nachdem ein Mitarbeiter vom Wiener Wohnservice den Bau eines Beet-Prototyps vorgezeigt hatte, wurden wir aufgefordert uns in Gruppen zu zweit zusammenzufinden, um das gelieferte Holz als Beeteinfassungen zu verbauen und entsprechend eines Planes im Garten aufzustellen. Einige Leute hatten Akkubohrmaschinen von zu Hause mitgebracht, ohne die das Zusammenmontieren der Holzbretter nicht möglich gewesen wäre. Bei dieser Interaktion ergaben sich erste Gespräche zwischen den Menschen vor Ort, die sich bisher zum größten Teil noch nicht kannten. Die Auflockerung und der Abbau von Gesprächsbarrieren wurden spürbar, weil viel über die gemeinsam zu lösende Aufgabe beraten wurde und sich dadurch auch Gespräche aufdrängten. Letztendlich (nach einigen anfänglichen Fehlversuchen bei der Beetkonstruktion) hatten wir das Areal mit vielen quadratischen Beeteinfassungen gefüllt. Zwischendurch machten wir Trink- und Esspausen, in denen stolz über die getane Arbeit und den gut eingehaltenen Zeitplan gesprochen wurde (*„die Beete gehen sich wahrscheinlich heute alle aus“*, *„ihr habt gute Arbeit geleistet“*). Manche standen auch weiter abseits allein und aßen oder tranken. Die anwesenden InitiatorInnen suchten immer wieder das Gespräch und fungierten auf diese Weise als *„BrückenbauerInnen“*. Eine Gärtnerin brachte mit dem Fahrrad frischgemachte belegte Brote für die Gruppe, die MitarbeiterInnen vom Verein Gartenpolylog und der Wiener Wohnpartner hatten Limonade (in der Gießkanne), selbstgebackenen Kuchen und Äpfel zur freien Entnahme für alle mitgebracht.

In einem weiteren Schritt befüllten wir die Beeteinfassungen per Scheibtruhe und Schaufeln mit Erde. Die Kinder buddelten in der Zwischenzeit im Erdhaufen herum und fuhren mit Hilfe eines Erwachsenen die gefüllten Scheibtruhen zu den Beeten. Eine Mutter erklärte mir, dass ihr vierjähriger Sohn *„ganz wild aufs Pflanzeneinsetzen“* sei, wie er es oft mit seinem Großvater, der in Afrika lebt, machen würde und sie deshalb für ihre drei Kinder froh sei, wenn sie ein Beet bekommen könnten. Ich kam beim Schaufeln auch mit einer jungen Frau ins Gespräch, die mir erzählte, dass sie erst kürzlich in diesen Bezirk gezogen sei und sie sich durch den Garten soziale Anschlussmöglichkeiten erhoffe (vgl. FTB, 2.9.2011).



Abbildung 7: Beim Anlegen und Befüllen der Beete.

An dieser ersten offiziellen Gemeinschaftsaktion fand wenig direkte Interaktion in Form von Gesprächen zwischen den InteressentInnen statt. Die Anwesenden zeigten jedoch großen Einsatz für den Beetbau, dessen Koordination durch die MitarbeiterInnen von Gartenpolylog und den Wiener Wohnpartnern erfolgte. „Vorerst haben diese Menschen noch keine gemeinsam formulierten Ziele. Das Motiv des ‚Gärtnerns‘ und der Erhalt des Gartens durch die gemeinschaftliche Zusammenkunft reichen als erste Gemeinsamkeit“ (Madlener 2008, 148).

8.1.3 Was aus und in diesem Garten werden soll – große Pläne für einen kleinen Garten

Die Beetvergabe wurde im Gemeinschaftsgarten Josef-Kaderka-Park erst sehr spät vorgenommen. Das heißt, im Vorfeld engagierten sich daher InteressentInnen bei den Vorbereitungen des Areals und der Beete, noch bevor sie wussten, ob sie auch ausgelost werden würden. Auch wenn zuvor Einsatz gezeigt worden war, bestand das Risiko am Ende doch keinen Platz im Garten ergattern zu können. Mit dieser Vorgehensweise beabsichtigten die InitiatorInnen im Vergleich zu vorangegangenen Projekten, die Leute an ihrem eigenen Garten von Anfang an selbst mitbauen zu lassen und damit gleichzeitig auch die Bildung einer Gemeinschaft zu bewirken (vgl. Angelika Neuner, 8.5.2012). Man wolle bewusst fördern, dass sich die Menschen selbst ermächtigen und Verantwortung übernehmen und in weiterer Folge eine Gemeinschaft für eine Vereinsgründung bilden (vgl. ebd.).

Wie bereits im vorigen Kapitel geschildert, waren die ersten Treffen eher von losen Kontakten gekennzeichnet. Die sozialen Prozesse, die rund um den Garten in diesem Stadium auftraten, beschränkten sich auf eine gemeinschaftliche Zusammenkunft für eine Freizeitbeschäftigung oder ein gemeinsames Interesse – den Garten. Bei den ersten Aktivitäten vor Ort gab es einige Leute, die ich auch bei den meisten Folgetreffen wieder sah. Man erkannte sich also wieder, woraus sich nach und nach erste Gespräche ergaben. „In the course of these opportunities, people may come to attach names to familiar faces, share experiences and so establish a sense of contextual fellowship. In short, they may come to feel that, at least for a time, they have something in common“ (Rapport/Amit 2002, 5).

Bereits bevor sich im Zuge sozialer Prozesse unter den GärtnerInnen eigene Strukturen entwickeln (können), prägen die Ideen und Zielsetzungen der InitiatorInnen, aber auch der Politik das, was in diesem Garten entsteht und entstehen soll. Auf der offiziellen Bezirkshomepage war zu diesem Gartenprojekt etwa zu lesen: „Beim gemeinsamen Garteln sollen nicht nur die Pflanzen gedeihen, sondern auch die nachbarschaftlichen Beziehungen aufblühen“ (Wien Hernals 2012). Angelika Neuner vom Verein Gartenpolylog betonte den Aspekt der Selbstermächtigung, der Erfahrung von Mitbestimmung und des Übernehmens von Verantwortung – ein Prozess, mit dem Auswege aus dem *„institutionalisierten Leben, das wir führen, wo ganz viel geregelt wird und man eben nicht Verantwortung in dem Sinn übernehmen muss“*, angestrebt werden (vgl. Angelika Neuner, 8.5.2012).

Am 15.9.2011 erfolgte der offizielle Spatenstich unter der Teilnahme der InitiatorInnen sowie von Umweltstadträtin Uli Sima (SPÖ) und der Bezirksvertretung, die jeweils eine Eröffnungsrede hielten. Für ein Foto posierten die anwesenden PolitikerInnen mit Spaten vor dem bepflanzten Musterbeet, bevor die Umweltstadträtin schon zum nächsten Termin hetzen musste. In dieser ersten Phase wirkten in erster Linie Projektionen der PolitikerInnen, aber auch der InitiatorInnen auf den Garten ein. Zum Termin des Spatenstichs standen die GärtnerInnen noch nicht fest, weil sie erst zu einem späteren Zeitpunkt ausgelost wurden und dennoch wurde die Idee der Gemeinschaft im Rahmen von Reden, Medienberichten und Aussendungen vorweggenommen. “Members of a community are rarely solidified. Political leaders, media producers, cultural brokers, and all kinds of other agents control the images and exercise key powers to unite, exploit, or divide a community and negotiate its relationship within and without“ (Williams 2002, 348 f.). Für 12. Juni 2012 wurde im Frühjahr ein Gartenfest angekündigt, an dem Wohnbaustadtrat Michael Ludwig erwartet wird. Bei live

Wienerlied-Musik und Rohkost-Buffer wurde der Garten feierlich eröffnet. Als interaktives Element gab es eine Wäscheleine, auf der die Ideen und Wünsche der anwesenden GärtnerInnen, aber auch der InitiatorInnen und PolitikerInnen in Form von Zetteln deponiert werden konnten.



Abbildung 8: Spatenstich der PolitikerInnen im Gemeinschaftsgarten.





Abbildung 9: Die Wünsche für den Garten an einer Wäscheleine.

8.1.4 Vom Glück gelöst zu werden – eine GärtnerInnengruppe formiert sich

Im November 2011 fand nach der Auslosung der GärtnerInnen für die verfügbaren Beete im Bezirkshaus Hernals ein erstes Treffen statt, in dem einerseits die Formalitäten wie etwa die Beetzuteilung geklärt und die minimale „Beetpacht“ eingehoben wurde. Während ich bei diesem Treffen manche Gesichter zum ersten Mal sah, erkannte ich eine Reihe von Menschen wieder, die bereits bei den ersten Aktivitäten tatkräftigen Einsatz gezeigt hatten und auch beim Spatenstich anwesend gewesen waren. Für die GärtnerInnen wurden Namensschilder verteilt. Eine Blume wurde reihum im Raum herumgereicht, damit sich alle Anwesenden mit ihren Motivationen kurz vorstellen konnten. Die Beweggründe variierten, vom Garten als Experimentierfeld, über die Suche nach einem Ausgleich zum Büro. Es befanden sich unter den GärtnerInnen auch viele Eltern mit Kleinkindern, die ihren Sprösslingen einen Zugang zur Natur ermöglichen wollen. Andere betonten, dass sie allein seien und daher der Kontakt zu anderen Menschen für sie vordergründig sei. Ein Pensionist freute sich darauf, nun „*nicht mehr immer zu Hause sein zu müssen*“ (FTB, 29.11.2011). Auf einem Plakat hatten die InitiatorInnen den Garten und seinen „Stadtteil“ aufgezeichnet. Folgende Aussage ihrerseits ist mir in Erinnerung geblieben: „*Der Garten ist kein abgeschlossener Raum – er soll auch Begegnungsraum für den Stadtteil sein*“ (FTB, 29.11.2011). In diesem Zusammenhang wurde darauf verwiesen, dass es sich um eine Fläche der Stadt Wien handelt, weshalb die Gestaltung als offener Raum gewahrt bleiben müsse. Konkret gemeint war damit, dass der Garten auch für Nicht-BeetinhaberInnen offen stehen muss, solange sich GärtnerInnen vor Ort aufhalten

und damit die Tür nach außen geöffnet und unversperrt ist. Seitens der InitiatorInnen wurde der Vorschlag eines „Gratiskisterls“ in den Raum gestellt, *„als nettes Zeichen den Leuten ‚draußen‘ gegenüber“*. Die Abgrenzung von „drinnen“ und „draußen“ wurde in einem Interview thematisiert (vgl. Dagmar J., 19.1.2012). Zentral erschien dabei das Anliegen, das Gelände des Gartens möglichst abzustecken und abzugrenzen und als „eigenes“ bzw. „unseres“ zu markieren. *„Ich weiß nicht, ob man's verwirklichen kann, dass man schaut, dass man wilde Brombeeren kriegt, weil das tüt schnell zuwachsen und da kommt kein Mensch mehr rein [...] und außerdem da steigt nicht so schnell wer drüber, weil Brombeeren stechen [...]“* (Dagmar J., 19.1.2012). Während *„es halt schad' wär“, wenn man da was pflanzt und dann ist's weg“*, ging es im Gespräch vorrangig um die Angst vor Vandalismus und Verwüstungen im Garten (vgl. Dagmar J., 19.1.2012). Bedenken wurden auch von Seiten der GärtnerInnen geäußert, als sie das Gartentor einmal unverschlossen und vor allem offenstehend vorfanden. Darüber drückten sie ihr Unbehagen aus, obwohl im Garten keine Spuren der Zerstörung oder des Vandalismus entdeckt werden konnten (vgl. Angelika Neuner, 8.5.2012). Die Gemeinschaft formiert sich demnach insbesondere in den Anfängen aufgrund der situativen Wahrnehmung von Trennlinien von anderen Gruppen. Die damit einhergehenden Grenzen verstärken gleichzeitig das Gemeinschaftsgefühl derer, die im Garten aktiv sind und sich innerhalb dieser Grenzen bewegen (vgl. Cohen 1985 zit. nach Rapport/Overing 2000, 62).

Im Jänner 2012 wurde eine Planungswerkstatt von den InitiatorInnen organisiert, wo die GärtnerInnen erste Gestaltungsideen des Raumes erarbeiten konnten. Bei dieser Gelegenheit fanden sich auch einzelne Gruppen für „Sonderprojekte“ wie etwa Kräuterspirale, Kompost oder Beerenhecke zusammen. Das gemeinschaftliche Engagement wurde demnach von Anfang an gefördert und auch seitens der GärtnerInnen eingebracht *„Ich kann nicht nur sagen, ich tu da nur mit meinen eigenen Pflanzeln und sonst hinter mir die Sintflut, weil das ist ja nicht Zweck so eines Gartens“* (Dagmar J., 19.1.2012). Nach ersten Planungstreffen entstand bereits im Mai 2012 eine Kräuterspirale. Eine Gärtnerin hatte diesbezüglich die organisatorische Führung übernommen und nach Begehungen vor Ort gemeinsam mit anderen GärtnerInnen die Vorgehensweise besprochen. Eine engagierte Beetbesitzerin stattete dem Nachbarschaftsgarten Heigerlein während des dortigen Frühjahrs-Arbeitseinsatzes einen Besuch ab und holte bei dortigen GärtnerInnen Wissen über den geplanten Kräuterspiralenbau ein (vgl. FTB, 21.4.2012). Andere Gruppenmitglieder besorgten das für den Bau nötige

Im Gemeinschaftsgarten Josef-Kaderka-Park ist ebenso wie im Nachbarschaftsgarten Heigerlein im Lauf des Jahres 2013 eine Übergabe der Organisation durch Gartenpolylog an die GärtnerInnen als eigenständiger Verein vorgesehen (vgl. Angelika Neuner, 8.5.2012). Eine Übergabe setzt allerdings eine „*stabile GärtnerInnen-Gruppe*“ voraus (vgl. FTB,

29.11.2011). Diese Zielsetzungen stehen jedoch in Widerspruch zu einer von den Wohnpartnern vorgegebenen Regelung, wonach es jedes Jahr eine Fluktuation von mindestens einem Drittel der Beete geben soll, um anderen InteressentInnen einer Warteliste Platz zu machen und damit aus Fairness- und Legitimationsgründen auch mehreren Personen einen Zugang zu ermöglichen(vgl. FTB, 29.11.2011). Eine Gärtnerin, die sich davor bereits im Nachbarschaftsgarten Heigerlein als außerordentliches Mitglied engagiert hatte, merkte in diesem Zusammenhang bezüglich der Notwendigkeit einer Gemeinschaftsbildung kritisch an: „[...] sie brauchen a paar Leut‘, die BLEIBEN, weil sonst ist zu viel Fluktuation und dann wird nie was funktionieren, also wie sie’s dann wirklich machen, das ist mir noch nicht ganz klar, weil sie können nicht jedes Jahr neu losen und die Leut‘ müssen wieder gehen, weil sie brauchen einen Stamm“ (Dagmar J., 19.1.2012).

8.2 Der Nachbarschaftsgarten Heigerlein

8.2.1 Rahmenbedingungen und Kontext

Auf den Nachbarschaftsgarten Heigerlein war ich bereits zu Beginn meiner Feldforschung aufmerksam geworden. Nicht nur im Internet, sondern auch in anderen Medien ist der Garten in Zusammenhang mit *community gardening* in Wien nicht zu übersehen. Er gilt als erster erfolgreich umgesetzter Gemeinschaftsgarten in Wien, nach dessen Modell weitere ähnliche Projekte in Zusammenarbeit mit dem Verein Gartenpolylog und verschiedensten Einrichtungen der Wiener Stadtverwaltung entstanden sind und noch entstehen werden. Auch weil ich in der Nähe des Heigerlein-Gartens aufgewachsen bin und mir diese Gegend sehr vertraut ist, wählte ich dieses Projekt als Teil meines Forschungsfeldes.

Zwischen der Trasse der Schnellbahn S 45 (früher auch als Vorortelinie bekannt), die Wien in Stadt und Vorstadt teilt, und dem „Haus der Barmherzigkeit“, einem Pflegekrankenhaus, direkt an der Ecke Heigerleinstraße/Seeböckgasse in Wien Ottakring, befindet sich auf einem Rasen- und Baumstreifen Wiens erster Nachbarschaftsgarten. Der Garten ist ein Gemeinschaftsprojekt, das im Jahr 2008 vom Verein Gartenpolylog gemeinsam mit den Wiener Stadtgärten (MA 42), der Bezirksvorstehung des 16. Bezirks und der Gebietsbetreuung Stadterneuerung im 16. Bezirk auf einer abgeäunten Grünfläche, die ursprünglich als Hundezone geplant war (vgl. Anna M., 23.2.2012), realisiert wurde.

Nachdem sich die ursprünglich beteiligten Institutionen zurückgezogen hatten, wurde der Garten im Herbst 2009 ein eigenständiger Verein (mit selbständigem Mietvertrag mit der Stadt Wien), mit Vorstand, Vorsitzender, Kassier und Schriftführerin (vgl. Anna M., 23.2.2012).



Abbildung 11: Fläche des Nachbarschaftsgarten Heigerlein vor der Gestaltung als Nachbarschaftsgarten.
(Quelle: Nachbarschaftsgarten 2008)

Bei der Gründung des Nachbarschaftsgartens Heigerlein wurden 26 Familien, Gruppen und Einzelpersonen sowie soziale Einrichtungen aus der nächsten Umgebung (Nachbarschaftszentrum 16, Haus der Barmherzigkeit, Volksschule Julius Meisl Gasse und Kindergarten der Kinderfreunde) jeweils 6m² Fläche gegen einen geringen Kostenersatz zur eigenen Bepflanzung sowie Gemeinschaftsflächen zur Verfügung gestellt. Die Beete wurden damals „schlüsselfertig“ übergeben (vgl. Anna M., 23.2.2012). Über die gärtnerischen Möglichkeiten hinaus war die Fläche gedacht als „Ort der Begegnung und des Gesprächs, als Erholungsraum, zum Feste feiern, zur Gartentherapie, usw.“, in diesem Zusammenhang als „politischer, sozialer, ökologischer und pädagogischer Handlungsraum“ (Neuner 2009, 1). Als Ziele des Beteiligungsprozesses wurden in der Projektbeschreibung folgende Punkte angeführt:

- „Verbesserung der sozialen Beziehungen in einer Nachbarschaft
- Einbinden der umliegenden sozialen Einrichtungen in das Grätzl
- Motivation der BürgerInnen sich an sozialen und politischen Prozessen zu beteiligen und
- Verantwortung für das eigene Umfeld zu übernehmen
- Sensibilisierung für das Umfeld – sowohl im sozialen als auch ökologischen Sinn

- Integration von Menschen mit Migrationshintergrund, unterschiedlichen sozialen Hintergrunds, Jung und Alt (Neuner 2009, 1).“

Zu den Hintergründen des Projektes zählen etwa der Mangel an Freiflächen in Wien und die beschränkten Gestaltungsmöglichkeiten des öffentlichen Raums durch BürgerInnen. Der Verlust des Naturkontaktes mit seinen negativen Auswirkungen „auf Geist, Körper und Seele“ sowie auf den Umgang mit Ressourcen und Natur wurde als weiteres Beispiel angeführt (vgl. Neuner 2009, 1).

Der Nachbarschaftsgarten Heigerlein war der erste seiner Art initiierte Gemeinschafts- bzw. Nachbarschaftsgarten, der seit seiner Entstehung viel Medienaufmerksamkeit auf sich zog (vgl. Anna M., 23.2.2012). Er ist eines jener Vorzeigeprojekte, mit denen sich die Stadt bzw. ihre PolitikerInnen gerne zeigen und in Verbindung bringen (vgl. Angelika Neuner, 8.5.2012). Zeitungs- und Magazinberichte, ein Film und mehrere Diplomarbeiten haben sich bereits diesem Garten gewidmet. Im Internet stieß ich auf einen Kurzfilm von David Paede und Barbara Sas (2011) zum Heigerlein Garten. Der Einstiegssatz von Angelika Neuner, einer Mitarbeiterin des Vereins Gartenpolylog, beinhaltet darin wesentliche Eckpfeiler des Projektes: „Warum ich das machen möchte – weil mir das am Herzen liegt, dass Menschen ein gutes Zusammenleben haben, also in einer Stadt oder auch am Land, in ihrem Umfeld. Und dass das möglichst auch mit so natürlichen Dingen wie Garten, Gemüse zu tun hat. Also dass man diesen Kontakt auch nicht verliert“. Die wesentlichen Aspekte, worum es den Initiatorinnen vorrangig in diesen Projekten ging, werden an ihrer Aussage im Film deutlich: „Es steht auf jeden Fall die Gemeinschaft im Vordergrund, also dass Menschen einen Raum haben, wo sie ein Thema auch teilen und über dieses Thema ins Gespräch wieder kommen. Und der Garten ist so angelegt, dass die Gärtnerinnen wirklich aus der umliegenden Nachbarschaft kommen, aber genau das eben verloren geht in einer Stadt, dass man sich obwohl man so nahe wohnt, sich irgendwie kennt eben und ins Gespräch kommt und der Garten ermöglicht das.“ Das gute Miteinander von allen möglichen Gruppen steht neben dem Bezug zur Natur und dem Garten als Naturparadies in der Stadt im Mittelpunkt. Die Bilder im Film, die die Feste, das Miteinander von Alt und Jung, die Einbindung von NachbarInnen mit und ohne Migrationshintergrund – das gemeinsame Tun im Garten - in den Mittelpunkt stellen, signalisieren, was diesem Projekt zugrunde liegt. „Ich glaub, uns geht’s in erster Linie auch darum, die Möglichkeit zu schaffen, dass Menschen in ihren Lebensräumen und in ihren

Stadtteilräumen Räume mitgestalten können, dass sie mitentscheiden dürfen, wie diese aussehen, wie sie genutzt werden, dass Stadt mehr wird als ein Zwischenraum wo man von A nach B geht, beispielsweise vom eigenen Zuhause zum Arbeitsplatz oder zum Einkaufen oder zum Kindergarten, sondern dass dieser urbane Zwischenraum dazwischen, der ja sehr wichtig ist, den müssen Menschen auch mitgestalten und mitentscheiden dürfen, weil sonst kann man nie erreichen, dass Stadt auch mal soziale Stadt wird“ meint Nadja Madlener vom Verein Gartenpolylog im Film (Paede/Sas 2011).



Abbildung 12: Blick über den Gartenzaun auf den Nachbarschaftsgarten Heigerlein.

Die Beete im Nachbarschaftsgarten Heigerlein sind, wie mir auch in vielen anderen Gemeinschaftsgärten in Wien aufgefallen ist, flächenmäßig zu klein, um eine Selbstversorgung mit Obst oder Gemüse ermöglichen zu können. Selbst zur teilweisen Selbstversorgung werden mindestens 23 Quadratmeter pro Person empfohlen (vgl. Natur im Garten 2000 zit. nach Heisteringer 2011, 316). Diese Größe steht im Heigerlein Garten nicht zur Verfügung. Von einer lokalen ausreichenden Lebensmittelproduktion für den Eigenverbrauch, vor allem aber von Ernährungssouveränität ist man damit weit entfernt. Diese Tatsache lässt vermuten, dass die Versorgung mit selbst angebauten Lebensmitteln für das Engagement der Menschen nebensächlich, zumindest aber zweitrangig ist. „[...] es hat einmal ein Zeitungsinterview gegeben, die wollten einfach wissen wieviel Geld man sich erspart, dadurch dass man sich im Garten Sachen anbaut. Ich meine, das ist keine relevante Frage. Ich mein‘, ersparen tu ich mir ziemlich sicher nix, weil die Arche Noah Pflanzln sind

schon einmal gar nicht billig und dann hat man einfach noch viel Arbeit, aber um DAS geht's auch nicht. Da braucht man wirklich eine größere Fläche, weil die paar Paradeiser, die halt dann auf den sechs Quadratmetern reifen“ (Anna M., 23.2.2012). Selbstversorgung käme für Silvia, eine von mir interviewte Gärtnerin, nur am Land mit eigenem Garten in Frage. Dazu, erklärte sie mir, wäre vor allem ein großes Grundstück notwendig, und Zeit. Auf der Fläche des Nachbarschaftsgartens Heigerlein sieht sie keine Möglichkeit das Projekt so auszuweiten, dass sich jeder selbstversorgen kann. Der ökonomische Nutzen eines eigenen kleinen Anbaus erscheint daher bedeutungslos und irrelevant. Viel eher geht es um die Prozesse, die dieses gemeinsame Gärtnern mit sich bringen. Das gemeinsame Aneignen des Raumes schafft Beziehungen, die elementare Bestandteile des Gartens sind. „Through such community connections, things are appropriated, created and possessed, which maintains the relationship“ (Gudeman 2005, 95).

8.2.2 Ein Garten für die Nachbarschaft

Bereits die Namensgebung „Nachbarschaftsgarten“ verweist auf die Idee, die diesem Projekt zugrunde liegt: die Schaffung eines *„Begegnungsraumes für Menschen, die heute nicht viel Kontakt haben“* (Angelika Neuner, 8.5.2012). In der Stadt kennen sich oft Menschen, die unmittelbar im gleichen Grätzl oder sogar im gleichen Wohnhaus wohnen, nicht. Der Nachbarschaftsgarten bietet jedoch eine Möglichkeit, Anonymität und Isolation im eigenen Wohnviertel entgegenzuwirken. *„[...] interessanterweise hab ich Leute aus unserer EIGENEN Wohnhausanlage kennengelernt da drüber [über den Garten - Anm. d. A.]. Witzigerweise Freunde von meiner Schwester (lacht). Kleine Welt. Ich mein, die Leut', die ich aus dem grünen Haus kenn, die kenn ich nur über den Garten, weil sonst hätt ich dort niemanden kennengelernt“* (Anna M., 23.2.2012). Die Beweggründe mancher GärtnerInnen, sich vor Ort zu engagieren, resultieren bewusst daraus, NachbarInnen und Leute aus der eigenen Wohngegend kennenzulernen (vgl. Barbara L., 8.5.2012). Die in dieser Gegend lebenden Menschen kennen sich über den Garten vom Sehen oder haben auch eine Möglichkeit, sich näherzukommen, weil der Garten während der Anbau- und Erntesaison ein konstanter Treffpunkt ist. *„Man kennt sich dann auch auf der Straße [...] mit manchen treff' ich mich auch so – ist unterschiedlich“* (Anna M., 23.2.2012). Der Garten fördert überdies Kommunikation, da sich viele Themen als Gesprächsstoff oder Anknüpfungspunkt zu einem unverfänglichen Smalltalk oder einfach nur zum Erfahrungsaustausch anbieten (Barbara L.,

8.5.2012). „Es gibt auch über den Garten viel zu kommunizieren, so in etwa ,was machst’n du mit den Schnecken?’ (lacht)“ (Anna M., 23.2.2012).

Mit der Ansiedlung von zumindest partiell öffentlich zugänglichen Gärten in Städten verändern sich die Nachbarschaftsstrukturen, im weitesten Sinne durch eine Belebung des sozialen Klimas in diesem Grätzel (vgl. Werner 2011, 63). „Hierfür ist die Alltäglichkeit der Anwesenheit der Gärtner das ausschlaggebende Moment. Die räumliche Nähe und der einladende Gestus durch Garten und Gärtner stimulieren Begegnungen, die sich nach und nach zu nachbarschaftlichen Strukturen verfestigen“ (ibid.). Abgesehen von den sozialen Kontakten, die sich nicht nur im Garten, sondern auch über den Zaun ergeben, kommt dem Ort eine zentrale identitätsstiftende Rolle für die Nachbarschaft bzw. dem Grätzel zu. Parkins und Craig sprechen in diesem Zusammenhang davon, dass “many inner-city renewal projects [...] attempt to reinvigorate local community life through the establishment of particular sites, such as city gardens. Our point here is that the mindful consciousness [...] generates an awareness of the specificity of place, and more particularly a material relationship to the land, as well as an attentiveness to those who coexist in the same territory and who collectively give their territory identity and value” (Parkins/Craig 2006, 85).

Der Garten ist von zwei Seiten gut einsehbar und grenzt unmittelbar an Gehsteige bzw. Fußgängerzone und Radweg. Damit liegt er nicht versteckt und abgeschottet im Abseits, sondern ist gewissermaßen zentral in diesem Grätzel gelegen. Wer an ihm schon einmal vorbeigekommen ist, erinnert sich an die wuchernden Beete und die bunten Blumen, die die Blicke über den hüfthohen Zaun magisch anziehen, denn diesen Bildern haftet im innerstädtischen Bereich etwas Ungewohntes an. Der Zaun markiert eine räumliche Grenze zwischen innen und außen, zwischen Garten und Beton, die in erster Linie der Markierung des Areals als besonderer Bereich dient. „Wenn offen ist, kann man sowieso rein, und wenn nicht offen ist und jemand will da unbedingt rein, dann kraxelt er halt über den Zaun. Kann man auch nix machen. Es ist ein ÖFFENTLICHER Grund, das ist halt einmal so. Und das ist halt einfach abgegrenzt, dass man weiß, das ist ein spezieller Bereich, und da ist irgendwas Besonderes, ja, dass nicht jeder drüber latschen kann“ (Anna M., 23.2.2012). Für die GärtnerInnen ist es wichtig, dass diese Grenze über Kommunikation überwunden wird. Bei mehreren Aufenthalten vor Ort konnte ich Gespräche zwischen GärtnerInnen und PassantInnen über den Gartenzaun beobachten, die oft nicht nur mit einem Grüßen verbunden, sondern durchaus auch von längeren Dialogen gefolgt waren. Die Beete liegen

nahe am Zaun und ermöglichen dadurch auch während der Gartenarbeit Unterhaltungen mit vorbeikommenden Menschen. Neben den Gesprächen über den Gartenzaun gehen manche GärtnerInnen auch einen Schritt weiter und laden die PassantInnen ein, in den Garten hinein zu kommen. „Wenn ich im Garten bin und es stehen Leute vorm Zaun und schauen so, dann sag ich ‚Ja, man kann rein kommen!‘ [...] Ich red‘ die ALLE an. Sobald da irgendwer steht, bin ich schon dort und quatsch. Ja, und dann frag ich sie, ob sie reinkommen wollen und erklär ihnen halt was vom Garten und lad sie zum nächsten Festl ein oder so“ (Anna M., 23.2.2012). In meinen Beobachtungen wurden die Einladungen an PassantInnen in den Garten hineinzukommen nie erwidert. Die Leute draußen schienen sich mit den Blicken über den Zaun und kurzen Gesprächen mit GärtnerInnen zu begnügen. Trotz der Flüchtigkeit dieser Begegnungen schafft der Garten einen gemeinsamen Bezugspunkt, in einem sonst anonymen, kontaktleeren Raum. „[...] this restricted dimension of community making has important implications for our understanding of processes of social affiliation and communality in a world of mobile individuals and compartmentalized social lives. It underscores the capacity of mobile strangers to generate spaces and possibilities for fashioning satisfying social connections out of limited, voluntary, but deeply textured and meaningful activities“ (Dyck 2002, 107).



Abbildung 13: Hinweistafel am Eingang zum Nachbarschaftsgarten.

Obwohl der Garten zum Gärtnern nur einer bestimmten Anzahl an Personen zur Verfügung steht, wird die zentrale Aufgabe auch in der Förderung der erweiterten Nachbarschaft gesehen. Der Ort im Sinne des abgezaunten Areals soll demnach auch jenen Menschen offen stehen, die kein Beet haben. „Offen“ ist der Garten dann, wenn sich auch andere GärtnerInnen im Garten befinden. Denn insbesondere aus versicherungstechnischen Gründen muss das Areal mit einem Vorhängeschloss versperrt sein, wenn sich keine Beet-MieterInnen vor Ort aufhalten. *„[...] weil halt die Idee ist vom Garten, es ist öffentlicher Grund, und wir sperren halt nur zu, damit halt irgendwie abgesperrt ist, aber die Devise ist, sobald jemand oder sobald das Türkl OFFEN ist, kann jeder rein, und das versuchen wir wirklich so zu transportieren. Dass das einfach für alle offen ist und dass auch jeder rein kann, der rein will. Und es kommen manchmal auch Studentinnen oder so, die sich einfach nur in die Wiese setzen wollen und was lesen wollen oder so“* (Silvia, 23.2.2012).

Die Stadt, ihre BewohnerInnen, aber auch die Stadtverwaltung, die normalerweise für die Pflege öffentlichen Grundes zuständig ist, profitiert vom zunehmenden Trend der Vergemeinschaftung öffentlicher Flächen im Rahmen von Gartenprojekten, *„weil da viel ehrenamtliche Zeit in die Gestaltung eines öffentlichen Grundes fließt“* (Anna M., 23.2.2012) und diese Arbeit daher für die Stadtverwaltung entfällt. Dieser Aspekt verdeutlicht den Vorteil für die Öffentlichkeit, die von der in den Gärten informell geleisteten Arbeit einen unmittelbaren Nutzen zieht. Mit Öffentlichkeit ist insbesondere die Nachbarschaft gemeint, die von der Begrünung und Pflege eines Grundstückes in einer zentralen, gut einsehbaren Lage besonders profitiert. *„Vor allem das Stadtgartenamt braucht sich um diese Fläche nicht zu kümmern – verstehst du, da wird einfach ein Stück öffentlicher Grund ehrenamtlich gepflegt und das ist ja auch ein Gewinn für die Gemeinde, der nicht zu unterschätzen ist. Die Leute sagen alle „mah, so schön!“ ja, und die Gemeinde kann sagen „ja, wir haben so einen schönen Nachbarschaftsgarten und sie brauchen keinen Handgriff machen. Das machen alles WIR“* (Anna M., 23.2.2012). Einerseits kommt es zu einer ästhetischen Aufwertung des Viertels, andererseits bedeutet die gemeinschaftliche Interaktion die Förderung sozialer Kontakte in der Nachbarschaft.

Die positive Resonanz in der Nachbarschaft zeigt sich auch direkt an den Reaktionen der PassantInnen. Von einer Gärtnerin wurde mir erzählt, dass es nur zu Beginn des Projektes ein paar kritische Stimmen gegeben habe, wenn etwa Leute vorbeigingen und sich darüber beschwerten, dass hier mit allgemeinem Steuergeld die Pflanzen gegossen würden. *„Aber das*

gibt's in letzter Zeit überhaupt nicht mehr. Es ist einfach nur positiv. Die Leute stehen oft einfach nur und schauen“ (Anna M., 23.2.2012). Auch mit Vandalismus oder Diebstahl gab es bisher noch nie Probleme. *„Der einzige Vandalismus, den wir gehabt haben, war der Hagel“* (Anna M., 23.2.2012). Diese Tatsache wurde auch damit in Verbindung gebracht, dass ständig alte Leute von ihren Fenstern des angrenzenden Pflegekrankenhauses aus das Geschehen im Garten beobachteten und auf diese Weise auch eine gewisse Bewachung sicherstellten (vgl. Anna M., 23.2.2012; vgl. FTB, 21.4.2012). Mit Stolz berichtete Anna M. über die Kommentare mancher am Garten vorbeikommender Menschen, die ihre Freude über die Pflege dieser öffentlichen Fläche ausdrückten. *„Und was einfach so schön ist, also wenn ich im Garten bin und da Leut' vorbei gehen und wenn ich mit denen red' und dann so Meldungen kommen wie [...] ,i muass nur immer schaun, weil des is so sche, was ihr do mocht's' und so, das ist einfach so nett [...] einfach nur, weil sie da jeden Tag vorbeigehen, weil das ihr Arbeitsweg ist oder weil sie grad zum Einkaufen gehen oder das einfach nur schön finden, dass da eine öffentliche Fläche so schön aussieht“* (Anna M., 23.2.2012). *„Viele PassantInnen freuen sich einfach, dass ihr Auge auch mal was anderes sieht, als nur Wiener Parks und Wiener hergerichtete Grünflächen – dieses Tun gemeinsam und auch, dass sie reden können. Das ist halt auch ein Anknüpfungspunkt [...] und manche auch, die über die Jahre kommentieren, na heuer ist's ein bissl heruntergekommen' (lacht), also man steht schon ein bissl unter Beobachtung auch“* (Barbara L., 8.5.2012). Diese flüchtigen Begegnungen bereichern die Nachbarschaft, da über den Gartenzaun hinweg Kommunikation stattfindet und sich Beziehungen, wenn auch oberflächlicher und temporärer Natur, entwickeln. *„[...] I challenge the notion that a sense of belonging, identification with a social group or place making necessarily involves or requires wide-ranging, multiplex and enduring relationships. Instead, drawing upon ethnographic evidence [...] relationships of community may be relatively narrowly circumscribed in time and space and decidedly partial or situational in content, and yet highly salient as means of affiliation. That these relationships may be restricted in range and episodic or even ephemeral in duration does not, however, mean that they are lightly felt or inconsequential“* (Dyck 2002, 107). Wo Gesellschaft heute viele Menschen durch soziale Mobilität und Abschottung isoliert, werden durch den Garten Möglichkeiten geschaffen, *“meaningful and highly textured social connections within an otherwise inauspicious and impersonal setting”* einer Öffentlichkeit zugänglich zu machen (vgl. ebd., 120 f.).

8.2.3 MEIN Beet und UNSER gemeinsamer Garten

Das Gartenareal befindet sich auf einem öffentlichen Grund, der allerdings nur von einer begrenzten Anzahl an Mitgliedern genutzt wird und – so die Aussage meiner GesprächspartnerInnen – genutzt werden kann. In mehreren Gesprächen kristallisierte sich die Gruppengröße als zentrales Thema in Zusammenhang mit Gemeinschaftsbildung heraus. Seit der Entstehung des Gartens war klar, dass immer nur die Aufnahme einer begrenzten Anzahl von GärtnerInnen möglich war, „um dem Anspruch des Bildens einer Gemeinschaft gerecht zu werden“ (Neuner 2009, 1). Gemeint ist damit, dass die Gruppengröße darüber entscheidet, wieviel Verantwortlichkeit dem bzw. der Einzelnen zukommt und wie sich Aushandlungsprozesse gestalten (vgl. Angelika Neuner, 8.5.2012). *„Es gibt Größen, die Gruppen sprengen“* (ebd.). Daher haben sich die InitiatorInnen bewusst für eine begrenzte Gruppengröße entschieden und damit die Rahmenbedingungen geschaffen, damit die GärtnerInnen die Möglichkeit haben sich selbst zu ermächtigen und Verantwortung zu übernehmen (vgl. ebd.).

Damit dennoch die erweiterte Nachbarschaft von dieser öffentlichen Grünfläche profitieren konnte, wurde die „offene Haltung der Nachbarschaft gegenüber (zum Beispiel durch die Veranstaltung von Festen, Kinderworkshops, Pflanzentauschbörsen, steter Einladung zum ‚Hereinkommen‘ oder das Einbinden sozialer Einrichtungen vor Ort z.B. Nachbarschaftszentrum)“ als wesentlicher Aspekt im Projektkonzept genannt (Neuner 2009, 1). Im Nachbarschaftsgarten Heigerlein gibt es genügend Anfragen neuer InteressentInnen, die den Bedarf an zusätzlicher Fläche bzw. einer Aufstockung mit Beeten durchaus rechtfertigen würden (vgl. FTB, 20.3.2012). Die hinter dem abgegrenzten Gartenbereich angrenzende Grünfläche lässt vermuten, dass eine Ausweitung des Beetangebotes eventuell möglich wäre. In den Gesprächen mit GärtnerInnen schien es jedoch klare Vorstellungen zu idealen Gruppengrößen zu geben, die einer solchen Erweiterung eindeutig entgegenstanden: *„Aufgrund der Anfragen könnte man da natürlich schon noch weiter runter gehen und da noch 15 Beete oder so dazu machen, nur DANN ist die Gruppe nicht mehr händelbar. Also wir sind jetzt mit diesen 30 Leuten oder so in unserer Gruppe schon ziemlich am Limit, dass noch eine g’scheite Kommunikation funktioniert und noch jeder jeden kennt und dass man auch gemeinsam etwas vorbereiten kann und gemeinsame Initiativen setzt. Das kannst mit einer größeren Gruppe nicht mehr machen. Also da müsste man wenn dann wirklich neben dran eine eigene Gruppe installieren und dann sind’s zwei Gemeinschaftsgärten*

nebeneinander. Aber dann ist es gleich g'scheiter, du machst ihn ein Stückl weiter weg wo einfach wieder andere Leute wohnen und man dort das machen kann“ (Anna M., 23.2.2012). Dieses Argument wurde auch von einer der InitiatorInnen (die auch seit der Organisation des Gartens als Verein noch aktiv mitgärtner) unterstrichen. Dass die Gruppe dann „zu groß“ werde und „nicht mehr überschaubar“ sei, antwortete sie auf meine Frage, warum das Areal nicht ausgeweitet werden würde. Es sei auch in der momentanen Größe organisatorisch oft schon schwer genug, bei noch mehr Leuten seien dann *„Entscheidungsprozesse in Sitzungen etc. mühsam“* (Barbara L., 21.4.2012). Diese Betonung auf die Gruppengröße, die auch immer wieder in informellen Gesprächen thematisiert wurde, verdeutlichte insbesondere, dass es den GärtnerInnen neben der Betreuung ihres eigenen Beetes um eine Gemeinschaft geht. *„Also, wenn du's halt als Gemeinschaftsgarten konzipierst und Wert auf die Gemeinschaft legst, dann musst du einfach in der Gruppe eine Maximalgröße festlegen und dann ist es halt - damit schließt du halt auch Leute aus, ja. Aber wenn du es größer machst, dann ist halt die Gefahr, dass es schrebergartenmäßig wird, dass halt jeder nur seins macht und wurscht, ja“* (Anna M., 23.2.2012). Dem großen Interesse am Garten wird in Form von außerordentlichen Mitgliedschaften Rechnung getragen, deren Aufnahme allerdings auch auf wenige beschränkt ist, *„weil wir wollen uns ja kennen und kein anonymer Garten sein“* (FTB, 20.3.2012). Auf diese Weise können sich auch Menschen beteiligen, wenn gerade kein Beet zur Verfügung steht. Sie dürfen die Gemeinschaftsflächen mitnützen und vereinzelt Töpfe im Garten aufstellen (vgl. Dagmar J., 19.1.2012). Von Funktionen im Verein und Abstimmungen in der Hauptversammlung sind sie allerdings ausgeschlossen (vgl. FTB, 20.3.2012). „Außerordentliche“ Mitglieder werden jedoch bei der Zuteilung frei werdender Beete bevorzugt aufgenommen (vgl. Barbara L., 8.5.2012). Die Anzahl der Töpfe, die aufgestellt werden dürfen, sowie die mit den auf die Gemeinschaftsflächen beschränkten Nutzungsrechten verbundene „Zweiklassengesellschaft“ werden von den Gartenmitgliedern unterschiedlich interpretiert und wahrgenommen. Diskussionen darüber erlebte ich in einer Gartensitzung mit (vgl. FTB, 2.3.2012).

Im Rahmen meiner ersten Beobachtungen im Heigerlein Garten fand ich rasch heraus, dass die abgegrenzten Beete einzelnen Gartenmitgliedern zugeteilt waren. Diese Tatsache irritierte mich anfangs, hatte ich doch angenommen, dass die Gärten im Sinne eines Gemeingutes hauptsächlich durch gemeinschaftliche Beetbestellung und kollektive Teilung der Erträge organisiert sein würden. Dass es einerseits eine klare Trennung zwischen Gemeinschafts- und

Privatflächen gibt, andererseits jedoch das Gemeinsame auch eine Rolle spielt, wurde mir in der Aussage einer Interviewpartnerin verdeutlicht: *„Grad die sechs Quadratmeter, die ich bewirtschafte, das ist halt MEINS und da sollte man möglichst die Finger davon lassen, aber alles andere gehört immer ALLEN, und ist auch in der Verantwortung von allen, dass das auch g’scheit aussieht“* (Silvia, 23.2.2012). In erster Linie kümmern sich die GärtnerInnen daher um ihre eigenen Beete; für die Gemeinschaftsflächen (etwa Kräuterspirale, Hochbeete, Kompost, wilder Wein und Kirschbaum) werden „Patenschaften“ vergeben, die festlegen, wer welche zusätzlichen Aufgaben übernimmt (vgl. Anna M., 6.2.2012) und gegebenenfalls Subgruppen gebildet, die sich etwa um die Kräuterspirale kümmern (Angelika Neuner, 8.5.2012). Der Gießdienst für die Gemeinschaftsflächen wird in der Allgemeinheit wochenweise aufgeteilt – *„da kommt man zwei Mal im Jahr eine Woche dran“* (Anna M., 6.2.2012). Ein Teil der Flächen des Gartens wird gemeinschaftlich genutzt. Gemeint sind damit nicht nur allgemeine Grünflächen mit Sitzbänken, Sandkisten oder die Nutzung des Abstellcontainers und dessen Geräten, sondern auch Flächen, die allen zum Anbau zur Verfügung stehen. Projekte in Zusammenhang mit diesen Flächen sind häufig Inhalt regelmäßig stattfindender Gartensitzungen, die in der Saison 2011 einmal monatlich angesetzt waren. Zuletzt betonten anwesende GärtnerInnen in einer Gartensitzung, dass Gemeinschaftsflächen forciert werden müssten (vgl. FTB, 20.3.2012). Der Umgang mit und die Organisation der Gemeinschaftsflächen wurde mir manchmal jedoch als *„problematisch“*, als *„oft eher schwierig“* und als *„Herausforderung“* beschrieben (vgl. Barbara L., 8.5.2012). Als Gründe wurden etwa unzureichend geregelte Zuständigkeiten oder Kommunikationsprobleme angeführt. *„Manche Sachen gedeihen eh gut, manche weniger, es kommt darauf an wofür’s einfach Patenschaften gibt oder nicht. Oder wer sich halt zuständig fühlt, weil es hat halt dann am Anfang so Initiativen gegeben und das war dann so, ha, Gemeinschaftsfläche, da bau‘ ich was an und reiß‘ das Unkraut aus und das wär‘ aber was gewesen, was wer anderer grad vorher angebaut hat und drum braucht es da einfach klar Kompetenzen, wer da einfach was wo tut. – Und das ist, sag ma einmal, noch nicht optimal gelöst. Da müssen wir einfach noch schauen, wer fühlt sich jetzt wofür zuständig. Ich hab auch schon einmal was angebaut und das ist nie gekommen, weil wahrscheinlich wer anderer das als Unkraut ausgerissen hat (lacht) [...] Mittlerweile hab ich mir angewohnt das halt zu kommunizieren“* (Anna M., 23.2.2012). Eine weitere Gärtnerin äußerte ihre Frustration darüber, dass sie viel Zeit allein mit der Pflege der Gemeinschaftsflächen verbringe und *„es allein einfach nicht schaffe“* (FTB, 20.3.2012). Diese Aussage verdeutlicht, dass überall dort,

wo die Zuständigkeit nicht bei einer Person alleine angesiedelt ist, Koordination, Kommunikation und Organisation notwendige Komponenten sind. Wie weit die Gemeinschaft im Sinne von gemeinschaftlich bestellten Flächen im Vordergrund stehen sollte, war immer wieder eine Frage des Abwägens und des Aushandelns in der Gruppe.

Während rund ein Viertel der GärtnerInnen nur das eigene Beet betreuen, sich an den meisten Gemeinschaftsaktionen nicht beteiligen und daran auch kein besonderes Interesse zeigen („ja, die gibt’s aber glaub ich immer“), bestätigte der Einsatz anderer bei diversen Anlässen sowie die Aussagen in Gesprächen, dass das gemeinsame Tun bei einer Mehrheit der GärtnerInnen im Mittelpunkt steht (vgl. Barbara L., 8.5.2012). Es war der Schrebergarten, der wiederholt zum Vergleich herangezogen wurde, wenn die GärtnerInnen die Besonderheit IHRES Gartens vermitteln wollten: *„Ja, das ist eine andere Konstruktion, weil dort hab ich MEIN Grundstück und das ist MEIN Garten und das ist MEIN Eigentum und da hat niemand was verloren. Das System vom Gemeinschaftsgarten ist ja ein anderes. Das ist UNSER gemeinsamer Garten und den teilen wir. Damit gehört er ALLEN“* (Silvia, E. 23.2.2012). Die Betonung der besitzanzeigenden Fürwörter demonstrierte in diesem Zusammenhang die Gemeinschaftskomponente. Eine weitere Interviewpartnerin beschrieb mir den Schrebergarten als isolierten Raum, in dem man allein ist. Die sozialen Kontakte gelten demnach als klarer Vorteil des Gemeinschaftsgartens. *„Ich mein, im Schrebergarten hast du mehr Platz. Du hast da mehr Möglichkeit natürlich, was weiß ich, Leut einzuladen, du kannst dich in die Sonne legen, aber du bist halt ALLEIN [...] weil im Heigerlein Garten hab ich schon immer wieder mal Leut getroffen, wo man halt ein bissl geplaudert hat, ja mei, ich muss es nicht haben, aber es ist hie und da ganz nett“* (Dagmar J., 19.1.2012).

Das Soziale manifestiert sich im Garten zunächst aufgrund seiner gemeinsamen Nutzung. Die naheliegendste Nutzung ergibt sich durch den Anbau von und das Experimentieren mit Pflanzen. Die Aktivitäten im Garten folgen jedem Jahr einem Jahreszeitenzyklus, der im Frühjahr beginnt und im Herbst mit Kälte und Schnee sein Ende nimmt. *„Jetzt im Frühling sind wieder alle dort zum Mähen und zum Säen, zum Anbauen und Pflanzen. Das wird eh wieder lustig. Da trifft man dann wieder viele Leute“* (Anna M., 23.2.2012). In diesem sich jährlich wiederholenden Kreislauf bestimmt vor allem das Wetter, wann und wie oft sich die Menschen im Garten aufhalten: *„oder man trifft sich zum Gießen, das ist dann je nachdem ob man in der Früh gießen geht oder am Abend – je nachdem trifft man halt immer die Leute, die den selben Gießrhythmus haben“* (Anna M., 23.2.2012). Die Beweggründe und Interessen der

GärtnerInnen, sich in diesem gemeinsamen Raum zu betätigen sind unterschiedlich. *„Also viele, gerade die mit Kindern, glaube ich, machen das wegen der Kinder, um einfach den Kindern diese Nähe zur Natur zu vermitteln – ahm, oder einfach eher die Freude daran etwas anzusäen und wachsen zu sehen. Also ich mein‘, das ist eh allgemein, dass das einfach schön ist, da einfach Samen in die Erde zu schmeißen, das Wachsen und dann kann man was ernten. Und halt miteinander, also – miteinander in Kontakt zu treten, sich gegenseitig zu fragen ‚wie tust denn du mit dem soundso? Haben deine Paradeiser auch Läuse? Was mach ma‘ denn jetzt?‘[...] ja, oder die Schnecken, oder sonst irgendetwas – im ersten Jahr war der Wettbewerb, wer hat die größten Radieschen“* (Silvia, 23.2.2012). Über die verschiedenen Erfahrungen und Wissensstände findet ein ständiger Austausch zwischen den GärtnerInnen statt, etwa darüber, wie man am besten der Schneckenplage entgehen oder den Ertrag steigern kann. In diesem ungezwungenen Austausch und im Rahmen unwesentlich erscheinender Kommunikation ergeben sich soziale Kontakte, die auf dem Gärtnern aufbauen. *„Dieses Umdrehen vom eigenen Beet und dieses Zuwenden zu einem Mitgärtner oder einer Mitgärtnerin, die auf gleicher Augenhöhe ist, weil jeder hat ja nur sein kleines Beet, finde ich eine Grenze, wo etwas anderes passiert, als wenn man nur auf seinem eigenen Balkon oder seinem eigenen Garten irgendwo gärtner“* (Barbara L., 9.5.2012).

Die GärtnerInnen verbringen, abgesehen von gärtnerischen Aktivitäten in ihren Beeten, mitunter viel Zeit vor Ort, um den Raum auch anderweitig zu nützen. *„Was die Leute dann im Garten machen und wie oft sie kommen ist unterschiedlich. Immer wieder einmal gibt es Kindergeburtstage im Garten, manche verbringen jeden Nachmittag dort, andere kommen einfach immer dann, wenn es etwas zu tun gibt“* (Anna M., 23.2.2012). Manchmal fiel mir auf, dass GärtnerInnen sich nach dem Gießen noch auf eine Bank setzten und dort ihr mitgebrachtes Abendessen verspeisten, gemeinsam Tee tranken oder einfach nur ein Buch lasen. Im Sommer war im hinteren Teil des Gartens ein Planschbecken zum Spielen für Kinder aufgestellt. Im Frühjahr 2012 wurde nach einem gemeinsamen Beschluss eine Sandkiste installiert. Diese Aktivitäten, aber auch die sichtbaren Objekte zeugen von einer Nutzung des Gartens als Freiraum, der durch die spezifische Gestaltung geschaffen und angeeignet wurde und wird. Es werden immer wieder gemeinsame Feste gefeiert und Flohmärkte organisiert. Der Kindergarten nutzt den Raum für Laternenfeste im Herbst. Auch Mühleturniere wurden bereits ausgetragen (vgl. Barbara L., 8.5.2012). Im Herbst 2011 fand etwa (wie bereits im Vorjahr) ein Suppenfest statt, zu dem einige GärtnerInnen

selbstgemachte Gemüsesuppen mitnahmen und sich gegenseitig zur Verkostung anboten. Nach einer Verkostungsrunde wurde die beste Suppe symbolisch mit einem gold-lackierten Suppenlöffel prämiert. Allerdings gibt es immer wieder auch Gemeinschaftsaktionen, die dazu dienen mit Hilfe der Unterstützung vieler helfender Hände etwa den Garten winterfit oder frühjahrsfit zu machen. Im April 2012 trafen sich an einem Samstagvormittag ca. zehn GärtnerInnen, viele erschienen mit Kindern, um den Garten für die neue Saison vorzubereiten und nötige Vorarbeiten zu leisten. Wir teilten uns in Gruppen mit verschiedenen Zuständigkeiten auf, um den Boden für das Säen von Rasen an den kahlgetretenen Stellen vorzubereiten, den Gerätecontainer aufzuräumen, den Kompost und die Gemeinschaftsbeete zu revitalisieren. Da die genaue Vorgehensweise nicht immer klar war, wurde mitunter auch in der Gruppe nachgefragt, etwa wie man den Boden zum Rasensäen vorbereiten müsse. Gemeinsam mit zwei Gartenmitgliedern hackte ich zunächst den steinharten Boden auf. Anschließend begrenzten wir das Areal mit einem Plastikband, und streuten zuletzt Samen auf die bearbeitete Erde. Zu Mittag wurde Pizza vom Pizzaservice bestellt und - wer wollte - gemeinsam im Garten gegessen, andere fuhren zum Essen nach Hause und verabschiedeten sich frühzeitig (vgl. FTB, 21.4.2012).



Abbildung 14: Frühjahrserwachen im Nachbarschaftsgarten.

8.2.4 Integratives Gärtnern – „wie man zusammen versucht, da diese Erde zu bebauen“

Wenn ich mich im Garten aufhielt, traf ich meist Elternteile mit ihren Kleinkindern an. Besonders aber von GärtnerInnen mit Migrationshintergrund wurde der Garten auch über längere Zeiträume am Tag genützt, wie mir bei meinen Beobachtungen auffiel. Die Zusammensetzung der GärtnerInnen-Gruppe beruht auf einer zufälligen Auslosung, die allerdings abgesehen von den Institutionen auch bei MigrantInnen Quoten festsetzt, um den integrativen Aspekt des Gartens bewusst zu fördern. Im Nachbarschaftsgarten Heigerlein wurde von Anfang an darauf geachtet, dass eine fixe Quote an Beeten an GärtnerInnen mit Migrationshintergrund vergeben wird. „Wir wollen mit dem Nachbarschaftsgarten in Ottakring die hiesige Bevölkerungsstruktur widerspiegeln“ so Nadja Madlener vom Netzwerk Gartenpolylog (Al-Kattib 2010). Die InitiatorInnen schlossen damit an die Ideen der „interkulturellen Gärten“ in Deutschland an, mit dem Ziel der interkulturellen Begegnung und der sozialen Integration vor Ort (vgl. Gartenpolylog b). Integrieren möchte man nicht nur MigrantInnen, sondern auch ältere Menschen oder unterschiedliche soziale Schichten (vgl. Angelika Neuner, 9.5.2012). *„Da kann auch jemand, der vielleicht sonst wenig hat im Leben, genauso einen Kohlrabi herschenken oder einen Salat oder so. Kann auch was geben. Der manchmal sogar vielleicht viel mehr weiß, als jemand der vielleicht sonst mehr hat im Leben, aber keinen Plan hat vom Gärtnern – wo auch so ein Austausch entsteht von Wissen, vielleicht mal andersrum, nicht so wie sonst oft in der Gesellschaft, wo Menschen mit mehr Geld oder Bildung dann sagen wo's lang geht“* (Angelika Neuner, 9.5.2012). Damit können sich beteiligte GärtnerInnen als unmittelbar produktiv erfahren (vgl. Bennholdt-Thomsen 2011, 257). Der Garten steht auch den mitbeteiligten Institutionen und Vereinen, wie etwa dem Nachbarschaftszentrum, dem Pflegeheim „Haus der Barmherzigkeit“ oder „Comit“, einer Einrichtung für Menschen mit Behinderung, zur Nutzung und für Veranstaltungen zur Verfügung. Derartige Veranstaltungen werden immer auch auf der Hinweistafel des Gartens für vorbeikommende PassantInnen und AnrainerInnen angekündigt. Es ist üblich, dass seitens der anderen GärtnerInnen Unterstützung bei der Organisation angeboten wird. Ein Gärtner sicherte seine Hilfe für den europäischen Nachbarschaftstag zu, zu dessen Anlass auch im Heigerlein Garten ein Nachbarschaftsfest stattfindet: er organisierte dafür als geschulter Therapeut ein Kindermalen (vgl. FTB, 21.4.2012).

Im Interview mit Silvia, einer Gärtnerin, die seit der Gründung im Nachbarschaftsgarten aktiv ist, war der Aspekt einer interkulturellen Gemeinschaft für ihr Interesse von Anfang an zentral. *„Gartenarbeit ist einfach einerseits nett und das, das Spannendere war für mich einfach dieser interkulturelle Zugang [...] Ich hab mir gedacht, das schau ich mir jetzt an. Ich weiß zwar nicht, wie das wird und ob man da jemals Gemüse erntet, oder ob das eh g'fladert wird oder so (lacht), aber mir geht's eigentlich darum zu schauen, wie sich so eine kulturÜBERGREIFENDE Gemeinschaft bilden kann und das hat mich hauptsächlich interessiert [...] Also was halt implizit für mich war, ist einfach Integration zu fördern mit dem Projekt, ja und da einfach zu schauen, wie das gelingen kann, dass man sich – dass man einander nicht so fremd ist“* (Anna M., 23.2.2012). Der Garten soll wie bereits in den Projektzielen erwähnt auch der Integration von Menschen mit Migrationshintergrund aus der Nachbarschaft dienen: als Ort, an dem gegenseitiger Austausch und ein Lernen voneinander möglich sind, und an dem das Ziel des gemeinsamen Anbaus im Vordergrund steht. Wie sich dieses gemeinsame Tun für sie anfühlte, beschrieb mir eine Gärtnerin mit dieser Aussage: *„Am Anfang war's total spannend einfach zu schauen, WER WAS anbaut, also wer Pak Choi und Koriander anbaut, oder Melanzani, also so einfach zu schauen, wie unterschiedlich Leute auch tun wenn sie ihr Beet bestellen, und dann halt auch, wie sie beziehungsweise wie man als Gemeinschaft tut. Wie man zusammen versucht, da diese Erde zu bebauen“* (Anna M., 23.2.2012). Wenn Beete neu vergeben werden, achten die GärtnerInnen des Heigerlein Gartens darauf, die Multikulturalität quotenmäßig beizubehalten. *„Es wird jedes Jahr gefragt, ob die GärtnerInnen auch nächstes Jahr das Beet weiterbetreuen wollen oder nicht“* (Anna M., 23.2.2012). Auf diese Weise können freiwerdende Beete neu vergeben werden. *„Und die, die frei werden, da wird dann wieder ausgelost, wer das kriegt. Wobei wir da einfach schauen, dass die Multikulturalität erhalten bleibt. Dass wir irgendwann nicht einmal wieder lauter Österreicher sind“* (Anna M., 23.2.2012).

Der Garten ermöglicht einen Abbau von Berührungsängsten und einen kulturellen Austausch, der den Horizont und das Wissen über andere Kulturen erweitern kann. *„Ja, [...] also auch die Gespräche, die ich mit den türkischen Familien hab über, über Islam, und über Ramadan, und wie sie da tun, ja, also im letzten Sommer war ja Ramadan im August, wo's so heiß war und dann den ganzen Tag nicht einmal ein Wasser trinken oder solche Sachen, also das find' ich schon spannend, solche Sachen einfach mit ihnen zu reden. Ja – oder einfach, ja einfach ihre Feste und wie sie die begehen und was sie da an sozialen Aspekten dabei haben und dass*

da immer ein Fest damit verbunden ist, dass man für irgendwen spendet oder so. Das find ich total spannend, einfach das einmal zu erfahren, wie sie da tun, ja, zum Beispiel“ (Anna M., 23.2.2012). Mir wurde berichtet, dass die religiösen Feste der türkischen Familien hauptsächlich untereinander gefeiert werden. In diesem Zusammenhang stellte meine Gesprächspartnerin Überlegungen an, inwiefern der Garten dazu dienen könnte, diese kulturellen Feste auch gemeinsam zu feiern. „Das ist eh die Frage, inwieweit man das noch fördern kann und etwa bewusst einmal ein multikulturelles Fest machen kann oder so“ (Silvia E, 23.2.2012). Andererseits haftet jedem Fest durch die Beteiligung verschiedenster Personen aus unterschiedlichen kulturellen Kontexten bereits eine multikulturelle Komponente an. „Wir organisieren schon auch Festln [...] und dadurch, dass wir das Buffet selber machen, ist es sowieso ein multikulturelles Buffet automatisch“ (Anna M., 23.2.2012).

Wenn ich den Garten besuchte, traf ich oft GärtnerInnen mit Migrationshintergrund an, die den Raum besonders oft zu nützen schienen. Eine türkische Familie zum Beispiel (genauer gesagt drei Frauen) habe ich noch gut in Erinnerung – sie hatten etwas zum Essen und Trinken mitgebracht, am Boden lag eine Picknick-Decke. Sie plauderten auf Bänken im Schatten, während die Kinder im Garten spielten. Bei mehreren Anlässen fiel mir auf, dass diese GärtnerInnen unter sich blieben, sich untereinander unterhielten, auch auf getrennten Sitzgruppen saßen, und kaum Austausch mit anderen anwesenden Personen stattfand. *„Die türkischen Familien nützen ja den Garten im Sommer da ziemlich exzessiv. Die sind ja jeden Tag fast dort. Was ich wirklich total nett find‘, dass der Garten so genützt wird und weil das auch, ich meine die eine türkische Familie und ich, wir haben ja gemeinsam ein Beet, das heißt, wir sind immer gemeinsam zum Gießen dran. Und wenn ich nicht kann, geh ich zu ihnen und sag ‚ihr seid eh im Garten, könntet’s ihr nicht gießen‘ – ‚ja, machen wir‘. Das ist total nett. Das waren auch diejenigen, die sich jetzt um die Sandkiste gekümmert haben zum Beispiel [...] das war eben Thema bei einer Versammlung, weil wir die Sandkiste gekriegt haben. Aber es war die Frage, WER kümmert sich, dass sie aufgestellt wird und wer kümmert sich DANN drum. Und sie haben gesagt, sie machen das, und sie steht jetzt auch – wird‘ ma schauen, wie sich das entwickelt“ (Anna M., 23.2.2012).* Der Einsatz und das Interesse für den gemeinsamen Garten, im Sinne einer Rauman eignung, verbindet eine kleine Anzahl an NachbarInnen aus unterschiedlichsten sozialen und kulturellen Milieus. *„The everyday activities and interactions of otherwise separate and distinctive lives and identities are overlaid with partial, but none the less vital interests, relationships, memories, sentiments, and*

identities that are shared with at least a few of one's neighbours. In these circumstances, where 'you' and 'I' come from becomes less significant than where 'we' have been and may go next" (Dyck 2002, 119).

In Zusammenhang mit Integration und Interkulturalität geht es im Garten neben dem stillen Neben- und Miteinander bei diversen Tätigkeiten um Sprache bzw. Mehrsprachigkeit. Während Interaktionen und Aktivitäten rund um das gemeinsame Gärtnern teilweise ohne Worte erfolgen, ist die verbale Kommunikation aufgrund sprachlicher Barrieren oft schwierig. Es erschien mir naheliegend, dass es für Menschen mit schlechten Deutschkenntnissen ein größeres Hindernis darstellt, auf deutschsprechende GärtnerInnen zuzugehen als umgekehrt. Ein älterer türkischer Herr half zuletzt in einer gemeinschaftlichen Gartenaktion im Frühling beim Umstechen des Gartenbodens. Seine Frau saß in der Zwischenzeit auf einer Gartenbank. Die beiden unterhielten sich auf Türkisch untereinander, mit den anderen Anwesenden ergab sich kein Gespräch. Die gleiche Frau war gemeinsam mit ihrer Schwägerin und deren Schwester bei der Gartenhauptversammlung anwesend gewesen. Sie hatten dort vor Beginn der Sitzung Knabbergebäck für alle auf die Tische gestellt. Die Kommunikation mit anderen GärtnerInnen beschränkte sich allerdings auf ein Grüßen, die drei Frauen unterhielten sich sonst nur untereinander auf Türkisch und mit den Kindern, die sie mitgebracht hatten. Zum Abschluss der Sitzung gab es eine Feedbackrunde zum vergangenen Gartenjahr. Als diese bei den Damen ankam, winkten diese verlegen lächelnd ab, eine von ihnen versuchte mit einzelnen deutschen Wortfetzen zu antworten bevor sie dann deutete, die Runde fortzusetzen (vgl. FTB, 20.3.2012). In wie weit hier sprachlich entgegengekommen werden soll, war auch Inhalt eines Interviews: „*Manchmal diskutieren wir da schon drüber, wie ist das eigentlich mit der Mehrsprachigkeit, ja, weil unsere Versammlungen sind immer auf Deutsch und unsere Protokolle sind auch immer auf Deutsch. Und eigentlich haben wir das noch nicht wirklich ausdiskutiert, ob das so in Ordnung ist oder ob wir eigentlich voraussetzen können, dass das eh alle verstehen oder ob man auch einfach manche Sachen einmal übersetzen sollte*“ (Anna M., 23.2.2012). Austausch und Integration erfolgt jedoch immer auch auf einer nonverbalen Ebene. Etwa wenn unter anderen Kindern im Sommer im Garten Eis ausgeteilt wurde, wenn sie welches für die eigenen Kinder gekauft hatten, oder wenn mitgebrachte Speisen oder Getränke angeboten und ausgetauscht wurden. Besonders bei Gartenfesten konnte ich derartige Szenen beobachten (vgl. FTB, 24.9.2012).

Ich hatte Frau K., ihre Schwägerin und Schwester im Herbst 2011 einmal im Garten angetroffen, wo sich ein Gespräch ergab. Die Frauen saßen damals auf einer Bank, aßen Nüsse und unterhielten sich, während die Kinder im Garten spielten. In sehr gebrochenem Deutsch und mit Händen und Füßen erzählte mir Frau K. damals von ihrem Beet (die anderen warfen immer wieder türkische Sätze ein, die Frau K. dann so gut sie konnte übersetzte), dann von ihrem Dorf in der Türkei, wo die drei Frauen früher immer gemeinsam gegärtnert hätten. Entschuldigend meinte sie, dass sie trotz der 20 Jahre, die sie in Österreich lebt, noch immer kein Deutsch spreche. Immerhin, ich verstand, was sie mir sagte und wir unterhielten uns sehr ausgiebig über verschiedenste Themen in Zusammenhang mit dem Garten und Gärtnern im Allgemeinen. Der Gemeinschaftsgarten sei für sie insbesondere eine Gelegenheit, mit Leuten Deutsch zu sprechen. Sie erzählte mir auch von einigen „super Festen“, die sie alle gemeinsam im Garten organisierten. In diesem Zusammenhang kam sie auf die „gute Nachbarschaft“ zu sprechen, die durch den Garten entstanden sei. Zum Abschluss boten mir die Frauen an, mich einmal in meinem eigenen Garten zu besuchen und mir dort im Frühjahr bei der Arbeit zu helfen, damit bei mir diesmal etwas wächst (nachdem ich im Gespräch erzählt hatte, dass bei mir die Pflanzen nie richtig gedeihen und ich nicht wüsste, woran das liegt). Wir beendeten die Unterhaltung nach einem Telefonnummern austausch, den Frau K. angeboten hatte (vgl. FTB, 18.10.2011).

Der Garten wurde als Begegnungsraum und Ort der Kommunikation für Menschen mit verschiedensten sozialen, ethnischen und kulturellen Hintergründen 2010 für den ersten österreichischen Integrationspreis nominiert (vgl. Integrationspreis ORF 2010), auf den in Gesprächen mehrmals verwiesen wurde. *„Wir dürfen uns so nennen ‚nominiert für den ersten österreichischen Integrationspreis‘, weil da waren ja, ich weiß nicht, 300 Bewerbungen und es gab vier Kategorien und in jeder Kategorie haben sie vier nominiert und wir waren dabei“* (Anna M., 23.2.2012). Dass jedoch diese Integration ein Interesse für Gärtnern voraussetzt, verweist auf die Grenzen der Einbindung und des Austausches auf beiden involvierten Seiten. *„Ja bei uns ist halt, DIE gärtnern gern, WIR gärtnern gern, also gärtnern wir halt miteinander gern und aus, aber ich weiß nicht, ob ALLE Migrantinnen sich’s jetzt drauf stehen in einem Garten zu arbeiten. [...] Das ist auch so, wenn jetzt die MigrantInnen eher aus dem ländlichen Bereich kommen, und das einfach auch g’wohnt sind oder so, dann sind sie da natürlich auch gern da dabei. Aber wenn sie jetzt irgendwo, weiß ich nicht, direkt aus Istanbul kommen und ihnen der Garten wurscht ist, weiß ich nicht, ob sie in einen*

Gemeinschaftsgarten gehen“ (Anna M., 23.2.2012). Selbstverständlich gibt es auch seitens ÖsterreicherInnen Hürden, sich zu beteiligen. „Also, das ist schon sehr spezifisch, wer da hin will. Da sind auch andere Nationalitäten, da darf ich nix spritzen, da muss ich einfach SELBER arbeiten und mich um die Gemeinschaft kümmern und was beitragen. Ja, ich mein, das ist schon eine Hürde, wo man sagen muss, da will ich trotzdem mittun [...] man müsste halt schauen, wo sind deren Interessen, wie kann man die einfach motivieren teilzunehmen, wo sie einmal die Möglichkeit haben etwas andere Leute kennenzulernen, die jetzt mit ihren eigenen Interessen kompatibel sind“ (Anna M., 23.2.2012).

8.3 Der Bürgergarten im Augartenspitz

8.3.1 Rahmenbedingungen und Kontext

Auf den Bürgergarten im Augartenspitz wurde ich erst durch die Erzählungen einer Gesprächspartnerin aufmerksam, die ich beim gemeinsamen Beeteinfassungsbau im Josef-Kaderka-Park kennengelernt hatte. Während wir gemeinsam mit Schaufeln Erde in Scheibtruhen füllten, hatte sich ein Gespräch ergeben. Es stellte sich dabei heraus, dass sie Ungarin war und erst seit ein paar Jahren in Wien lebte und arbeitete. Nachdem sie erst vor kurzer Zeit in den 17. Bezirk gezogen war, hatte sie sich um ein Beet im Josef-Kaderka-Park angemeldet, um in erster Linie auch neue Leute in ihrer Wohngegend kennenzulernen. Erstmals in Kontakt mit einem Gemeinschaftsgarten war sie im Augartenspitz gekommen, wo sich eine Bekannte im dortigen Bürgergarten engagierte. Sie schilderte mir das Projekt damals sehr begeistert, hingerissen von dem „versteckten Garten“, den sie mir vergleichend mit einem Labyrinth beschrieb. Am liebsten hätte sie sich dort engagiert, die weite Anreise in den 2. Bezirk hatte sie jedoch daran gehindert (vgl. FTB, 2.9.2011). Die Schilderungen hatten mich neugierig gemacht; insbesondere da es sich um einen Garten handelte, auf den ich bei meinen bisherigen Internetrecherchen zu Gemeinschaftsgärten in Wien noch nicht gestoßen war. Da der Bürgergarten im Vergleich zu den beiden Gemeinschaftsgärten im Internet vergleichsweise schwer aufzufinden und keine genaue Adresse angegeben war, fand ich den Garten bei meinem ersten geplanten Besuch nicht. Erst nachdem ich mir GoogleEarth zur Hilfe genommen und noch einmal genau den Stadtplan studiert hatte, klappte es bei meinem zweiten Versuch, im Hochsommer 2011, in das versteckte Areal hinter dem Filmarchiv vorzudringen. Ich war damals zunächst überrascht und gleichzeitig verzaubert von Fauna und

Flora in diesem städtischen Refugium, wo abseits von Straßenlärm, Autos und Beton nichts mehr an die Großstadt erinnern ließ. Über meinem Kopf sprangen Eichhörnchen von Baum zu Baum, Vögel zwitscherten, eine Katze kreuzte das Gelände. Die Wege bahnten sich durch üppige Beete, gefüllt mit Blumen, Kräutern und reifem Gemüse. Ich spazierte über das Areal, das sich im Vergleich zu allen bisher besuchten Gemeinschaftsgärten über eine große Fläche erstreckte, um mir einen Überblick zu verschaffen. Neben den Resten eines dichten Auwaldes existiert ein verzweigtes Beetchensystem am Gelände. Folgende Aufzeichnungen verdeutlichen meine Eindrücke vom darauffolgenden Besuch, wo ich erstmals auch GärtnerInnen antraf: „Auf einem kleinen Vorplatz mit Gartenhütte standen zwei Heurigenbänke und –tische. Zwei Frauen saßen mit einem Getränk in der Hand auf einer Hollywoodschaukel in den letzten Strahlen der Abendsonne, ein Herr mit Schürze kochte auf elektrischen Herdplatten vor einer kleinen Gartenhütte. Nachdem ich neu dort war, stellte ich mich bei den beiden Frauen vor und erzählte kurz über meine Diplomarbeit. Nach einer Einladung mich dazuzusetzen, begannen sie ohne Aufforderung über die Entstehung ihres Gartens zu erzählen. Ich wurde sehr offen aufgenommen. Überhaupt empfand ich die Atmosphäre sehr entspannt und familiär – ein kleines Paradies in der Stadt. Der Straßenlärm weit weg, nur hie und da ein Vogelgezwitscher“ (FTB, 13.9.2011).



Abbildung 15: Luftaufnahme vom Augarten – rot eingekreist das Areal, an dem sich in etwa der Bürgergarten am Augartenspitz befindet. (Quelle: apa/heinz zeggI in Der Standard 2010, Markierung von der Verfasserin vorgenommen)

Der Bürgergarten im Augartenspitz ist ein besonderes Beispiel eines kollektiv betriebenen Gartens in der Stadt. Anders als bei den von der Stadtverwaltung aktiv geförderten und zumindest teilweise finanzierten Gemeinschaftsgärten, handelt es sich in diesem Fall um eine politisch motivierte Besetzung eines öffentlichen¹⁰ [sic!] Grundstückes im Besitz der Burghauptmannschaft (als Verwalterin für die Republik Österreich). Seit 2006 ist der Augartenspitz nach einer fragwürdigen Umwidmung für den Bau eines Konzertsaaes der Wiener Sängerknaben ein umkämpftes Areal. Bürgerinitiativen traten in Form von Protesten und Besetzungen gegen dieses im Rahmen einer dubiosen Vorgangsweise und an der Öffentlichkeit vorbei geplanten Vorhabens an, leider vergeblich. Im Herbst 2010 wurde nach Räumung des Areals mit dem Bau, trotz andauernder Proteste, begonnen - unterstützt durch Bürgermeister Michael Häupl (SPÖ). Obwohl die Initiativen und das Engagement vieler BürgerInnen fortgesetzt wurden, steht mittlerweile auf dem Gelände des Augartenspitzes der Rohbau des umstrittenen „Augarten-Kristalls“, dem Konzertsaal der Wiener Sängerknaben. Die Eröffnung ist für 2013 geplant (vgl. Die Presse 2012). Der Widerstand blieb – in Form eines Gartens gleich nebenan, hinter dem Gebäude des Filmarchivs. Im Frühjahr 2010 gründete die GärtnerInnengruppe einen Verein namens Biokooperative Austria.



Abbildung 16: Blick auf den Rohbau des „Augarten-Kristalls“, der hinter einer Wand am Augartenspitz emporragt.

¹⁰ Paradox mutet die Tatsache an, dass „WIR ALLE Eigentümer sind und dass es öffentliches Eigentum ist“ (Raja S., 15.1.2012). Eigentümervertreter ist das Wirtschaftsministerium und der Verwalter des Eigentümervertreters ist die Burghauptmannschaft und „das ist ja das komische Konstrukt, weil wir eigentlich als die eigentlichen Eigentümer dauernd sozusagen in die Position des rechtlosen Bittstellers gezwungen werden“ (Raja S., 15.1.2012).

Wo nun seit 2010 in Kooperation mit dem Filmarchiv, das dieses Gelände zumindest vorläufig zur Nutzung und Pflege übertragen bekommen hat¹¹ (in Gesprächen wurde häufig auf die schwierige rechtliche Situation und die mangelnde Rechtssicherheit in der Übertragung der Nutzungsrechte verwiesen), ein gärtnerisches Refugium in der Stadt entstanden ist, werden frühere ländliche Strukturen neu belebt. Denn an dieser Stelle finden sich nicht nur die Überreste einer wilden Au-Vegetation, sondern auch eines Gartensystems mit Nutz- und Ziergärten aus den 1950er und -60er Jahren, das die dort wohnenden pensionierten Bundesbediensteten von der Burghauptmannschaft bis zu ihrer Absiedlung und der damit einhergehenden Verwilderung gepflegt hatten (vgl. Raja S., 25.1.2012). „*Also die Burghauptmannschaft hat damals [in den 1970er/-80er Jahren - Anm. d. A.] auch schon sehr darauf hingearbeitet, dass das Terrain eben nicht erhaltenswert ist, dass die Häuser baufällig sind*“ (Raja S., 25.1.2012). Diese Ereignisse lassen vermuten, dass bereits vor der Umwidmung, die in weiterer Folge den Bau des Sängerknaben-Gebäudes erst möglich machte, maßgebliche Entscheidungen zur Bebauung des Augartenspitzes getroffen worden waren. Genau genommen reichen die historischen Wurzeln eines Bürgergartens im Zusammenhang mit dem Augarten viel länger zurück, denn im Jahr 1775 öffnete der damalige Kaiser, Joseph II (bekannt als Exponent des aufgeklärten Absolutismus und als großer Reformator), den Augarten als ersten kaiserlichen Garten für die Bevölkerung (vgl. Bundesgärten 2012). Von diesem Blickwinkel her betrachtet kommt dem Bürgergarten eine weitere wichtige symbolische Komponente zu (vgl. Raja S., 25.1.2012). Von diesen alten Strukturen zeugen heute nicht nur die wilden Dachse, Füchse, Wildhasen, Igel und Eichhörnchen, die das Areal bewohnen, sondern auch alte Obstbäume (wie etwa ein Marillenbaum), die die Zeit überdauert haben, und einzelne wiederverwendete Beetbegrenzungssteine, die an ihre frühere Nutzung erinnern (vgl. Renate A., 28.1.2012).

¹¹ In diesem Zusammenhang verwendeten GesprächspartnerInnen mehrmals den Ausdruck „Prekarium“, womit laut Wikipedia im österreichischen Recht (ABGB) die Gebrauchsüberlassung als Sonderform der Leihe gemeint ist. Der Verleiher kann demnach die Sache – in dem Fall das Grundstück, auf dem sich der Garten befindet – jederzeit nach Willkür zurückfordern.



Abbildung 17: Der Dachs als wiederkehrendes Symbol des Bürgergartens: hier als aufgestellte Figur.

Eine zentrale Ansprechpartnerin in der Organisation des Bürgergartens ist Renate A., eine Mitarbeiterin des Filmarchivs, die von Beginn an das Gartenprojekt mitinitiiert hat. Die räumliche Nähe ihres Arbeitsplatzes zum Garten erleichtert die Organisation und die Koordination vor Ort. Die Verbindung zum Filmarchiv als Institution ist von großer Bedeutung für den Bürgergarten, da sich das Filmarchiv für die Fläche verantwortlich zeichnet. Aufgrund der räumlichen Nähe existieren auch andere Schnittstellen. So dürfen etwa die Toilette oder auch die Küche (zum Beispiel, wenn Gartentreffen aufgrund des Wetters nicht draußen abgehalten werden können) mitbenützt werden. Eine besondere Kooperation gibt es beim jährlich stattfindenden Open-Air-Sommerkino „Kino wie noch nie“, wo Gemüse und Kräuter aus dem Garten von der Gastronomie für das Publikum verkocht werden. In Anspielung auf diese Symbiose folgender Kommentar einer Gärtnerin und Aktivistin: „[...] wir wollen uns auf jeden Fall bei allen Entscheidungen solidarisch erklären. Es soll ja auch nicht der Sommerbetrieb gestört werden. [...] Also die Einheit aus ein bissl Urwald und Garten, die sowohl dem Filmarchiv als stimmungsvolles Ambiente dem Sommerkino nützt und das halt auch den Anrainern nützt. Also und das halt alles immer in einer Gemeinsamkeit mit dem Filmarchiv abspricht. Also, nicht, dass jemand sagt, aha, das ist hier Bürgergarten, ich ackere hier da jetzt dieses Stück um und brauch‘ da niemanden fragen“ (Raja S., 25.1.2012).

8.3.2 Ein Garten für die BürgerInnen – die Rückeroberung eines öffentlichen Raumes

Hat man den Garten erst einmal gefunden, so hat man jederzeit Zutritt. Das Tor steht zu jeder Tages- und Nachtzeit sowie am Wochenende offen, *„weil das ein öffentlicher Platz ist, ein öffentlicher Garten, sodass auch ein öffentlicher Zugang gegeben ist. Es ist offen und man kann jederzeit herein“* (Renate A., 28.1.2012). Im Bürgergarten am Augartenspitz gibt es keine Zäune, die das Areal nach außen abgrenzen. Jedoch bilden das Gebäude des Filmarchivs sowie der Zaun des Sängerknaben-Grundstückes und die Absperrung (bestehend aus einer Wand mit Maschendrahtzaun) zur Baustelle des Sängerknaben-„Konzertkristalls“ die natürlichen Grenzen, in dessen sehr geräumigem „Innenhof“ sich ein kleines Paradies befindet. *„Seit der Räumung der Besetzer gibt es keine Zäune. Ja, was heißt keine Zäune – natürlich gibt es Zäune, aber es gibt Gott sei Dank ein offenes Tor. Von uns aus in unserem Bereich des Gartens gibt es keine Zäune“* (Renate A., 28.1.2012).



Abbildung 18: Kräne auf der einen, Pflanzen auf der anderen Seite.

Und trotz des öffentlichen Zugangs gibt es auch natürliche Barrieren, etwa die versteckte Lage des Gartens hinter dem Filmarchiv, zu dem sich nur selten zufällig PassantInnen verirren, weil die meisten Leute gar nicht wissen, dass sich der Garten auf einem öffentlichen Platz befindet (vgl. Renate A., 28.1.2012). Die breite Öffentlichkeit hat daher bisher noch wenig Kenntnis genommen von diesem versteckten Großstadtidyll, dessen GärtnerInnen

hauptsächlich über Mundpropaganda von Bekannten oder FreundInnen zu der Stadtoase finden. Auch in der Medienlandschaft finden sich bisher noch vergleichsweise¹² wenige Hinweise darauf, was hier mitten in Wien entstanden ist.

Nach dem Motto „*wenn die uns pflanzen, dann pflanzen wir auch zurück*“ wurden bereits während der Besetzung des Augartenspitzes (vor dessen Bebauung) gärtnerische Aktivitäten auf dem Areal hinter dem Filmarchiv gestartet (vgl. Raja S., 25.1.2012). „*Das war so ein Konglomerat aus sehr betroffenen Anrainern und Teilen des Widerstands [...] wir haben Leute aufgerufen, macht's eure Beetchen und dort, wo jetzt Baustelle ist, hat also schon vor und während der Besetzung eigentlich ein wildes Garteln stattgefunden [...]*“ (Raja S., 25.1.2012). Durch Bearbeitung des Bodens wurde das Areal urbar gemacht und dieser öffentliche Raum Schritt für Schritt - Pflanze um Pflanze - angeeignet. Gewissermaßen als Ersatz für die der Öffentlichkeit entwendete Fläche am Augartenspitz begannen BürgerInnen sich Grund und Boden nebenan zurückzuerobern. Die aufkeimenden Pflanzen gelten als botanische Soldaten und beständige Unterstützung der AktivistInnen im Widerstand gegen die Burghauptmannschaft, die aufgrund der rechtlichen Gegebenheiten unter Umständen jederzeit auf den Garten zugreifen könnte¹³, auch wenn derartige Pläne noch dementiert werden (vgl. Raja S., 25.1.2012). Gerade deshalb haben sich die GärtnerInnen über jede Pflanze gefreut, die aus dem Boden keimte und den Widerstand verkörperte, etwa Sonnenblumen oder Topinambur, die wohl die ersten BesetzerInnen des Bürgergartens waren (vgl. ebd.). „*Die Ideen sind gewachsen, die Beete sind gewachsen und das Projekt ist gewachsen*“ (Renate A., 28.1.2012).

¹² Der Vergleich bezieht sich auf die von der Stadtverwaltung bzw. Politik geförderten Nachbarschafts- und Gemeinschaftsgärten, die Inhalt zahlreicher Zeitungsartikel und Radiosendungen sind.

¹³ Es kursieren Gerüchte, dass auf dem Areal ein Wasserklanggarten von der Errichtungsgesellschaft des Konzertsaaes geplant sei (vgl. Renate A., 28.1.2012).



Abbildung 19: Wo die Pflanzen des Widerstandes zu wachsen beginnen.

In Reminiszenz an alte Strukturen vor Ort wurden Beete angelegt, Pflanzen gesetzt. Renate A., die als Filmarchivmitarbeiterin von Beginn weg an der Gartenentstehung beteiligt war, berichtete mir über diese ersten Aktionen: „*Aber das war schon 2009, wie eigentlich schon klar war, dass der Bau vonstatten gehen wird und die Besetzer geräumt worden sind – mit so kleinen, ganz kleinen Beeten sozusagen und das hat sich dann immer so weitergesponnen in unseren Hirnen und nach Recherchen, dass hier in den Gebäuden des Filmarchivs, wo wir jetzt unsere Büros haben, früher in den 50er Jahren bis in die frühen 60er Jahre hier Familien gelebt haben, die Selbstversorgergarteln hatten, haben wir die Idee quasi wieder aufleben lassen mit den Selbstversorgergarteln [...] Na, und dann haben wir halt so, so wie wir halt konnten dahin gegartelt und es hat sich herausgestellt, dass es wirklich eine ganz, a ganz a schöne Art des Zusammenhaltens auch ist, und des Treffens und dieses Widerstandes, der ja nach wie vor mit a paar Leuten, die da im Widerstand waren, da sind heute auch noch drei, vier Frauen und zwei Männer dabei, die auch aktiv im Widerstand waren und so eigentlich nie aufgehört haben, weil die jetzt weitergarteln*“ (Renate A., 28.1.2012, 2). In einer kleinen Gruppe begannen sich ein paar der ursprünglichen BesetzerInnen einen Garten anzulegen, mit der Absicht, dass das eine „*andere Art der Besetzung und Raumnutzung*“ vor Ort werden sollte (vgl. ebd.). Im Rahmen der gemeinschaftlichen Rückeroberung kommt dem Garten als öffentliche Fläche eine neue Bedeutung zu. Die Nutzung durch die GärtnerInnen konterkariert die Marktlogik der gegnerischen Seite, indem der immaterielle Wert des Ortes für die Allgemeinheit veranschaulicht wird. „[...] [W]hen an association of people turns land or another resource into a commons, they are not just acting on ‘nature’ as an object but

changing its context of use and meaning from being an objective and separate input for the market to being part of a seamless community of a people in a place“ (Gudeman/Rivera-Gutiérrez 2002, 168).

Mittlerweile betätigt sich eine, sowohl hinsichtlich kultureller als auch sozialer Herkunft, bunt gemischte Gruppe im Garten. Die Gründe und Motivationen der GärtnerInnen, die erst nach der Besetzung dazugestoßen sind, variieren. Während viele Familien (in erster Linie vor allem Mütter) Zeit mit ihren Kindern im Garten verbringen, wo sie „*Auslauf im Grünen haben*“ und die Natur aus erster Nähe erfahren können, gibt es auch viele junge GärtnerInnen, die „*einfach etwas anbauen*“ und ausprobieren und sich neben Studium oder Arbeit auch diesen erdigeren, „hands-on“-Themen widmen möchten. Manche Beweggründe vermittelten einen Hang zum Esoterischen: „*Für mich ist auch ganz wichtig, einfach die Mutter Erde, und das Grün und das Leben*“. Andere erklärten mir, sie wollten immer schon „*selber Gemüse anbauen*“, aus ökologischen und politischen Gründen, aus Nostalgie an ihre Kindheit oder „*an ihre Heimat*“. Ein Gärtner berichtete mir etwa von seinem Dorf in Bosnien, das er vor einigen Jahren verließ, wo seine Familie immer Gemüse angebaut hatte. Er wollte nun im Bürgergarten selbst das Gärtnern wieder ausprobieren und aus seinem Erfahrungs- und Erinnerungsschatz von früher schöpfen. Seine Beetnachbarin wiederum, die auch seine Wohnungsnachbarin ist, wollte „*einfach schon ewig mal ein Beet hier haben und selber garteln*“ (FTB, 9.5.2012). Für Renate A., die eine Art Leitungsfunktion im Garten übernimmt, geht es auch um das Gefühl, das Menschen durch den Kontakt zur Natur vermittelt und zurückgegeben werden soll: „*[...] den Leuten in der Stadt die Möglichkeit zu geben, dass sie wirklich so mit den Händen in die Erde hineingraben können und sich wieder g'spüren. Es geht für mich sehr viel um's G'spüren. Ich mein, das G'spüren jetzt nicht nur sich selber, sondern das G'spüren, wie es schmeckt eigentlich unser Gemüse, wenn du es wirklich wachsen lässt, wie es ist und nicht verfälscht [...]*“ (Renate A., 28.1.2012). Meine Beobachtungen, aber auch die Aussagen einiger GärtnerInnen ergaben, dass neben anderen Motivationen dem Aspekt des gemeinsamen Gärtnerns eine besonders tragende Rolle im Bürgergarten zukommt. Ein älterer Herr, der sich selbst als „*nicht so der Gärtner*“ beschrieb, erklärte mir, es ginge ihm weniger um das Gärtnerische an sich, sondern viel eher um „*das Gesellige*“ (FTB 2.5.2012). Er sieht seine Aufgabe vor allem in der Unterstützung „*für die groben Sachen, wie Schweres tragen, Umstechen etc.*“. Während unseres Gesprächs beobachtete ich ihn dabei, wie er die kleinen Pflanzensetzlinge anderer GärtnerInnen im

Glashaus goss. Eine Studentin bekräftigte ebenso, dass „*das Gemeinschaftliche*“ in diesem Garten für sie besonders wichtig und ausschlaggebend dafür sei, dass sie, obwohl sie außerhalb Wiens wohne, zum Bürgergarten anreise. Der „*gemeinsame Gedanke*“ ist wesentlich, „*dieses gemeinsame Treffen, gemeinsame Austauschen, gemeinsame Feste Feiern*“ (Renate A., 28.1.2012).

8.3.3 Mit vereinten Kräften

Von einer homogenen Gruppe war trotz der gemeinsamen Zielsetzung in den Anfängen der Bürgergartenbesetzung keine Spur. Die Gruppenzugehörigkeit musste in dieser Anfangsphase erst ausgehandelt werden. „*Es hat natürlich so Dickköpfe gegeben beim Widerstand [...], die haben immer nur so den Widerstand als Prinzip und nicht sozusagen den Inhalt gesehen und die waren auch ganz schwer rauszubringen [...] das waren dann so komische Alleingänge und da haben wir gesagt, das bringt nix, wir wollen ja hier was GEMEINSAMES machen; das gehört allen, das heißt aber nicht, dass hier jeder alles machen kann*“ (Raja S., 25.1.2012). Nicht abgesprochene, egoistische Alleingänge, wie das Aufstellen eines Wohnwagens im Areal („*wenn das jeder so sieht und es kommen 100 Leute mit dem Wohnwagen*“) oder der Bau eines Baumhauses, wurden von der Gruppe abgelehnt und letztendlich von den GärtnerInnen unterbunden. „*Das ist halt nicht gegangen, weil die waren nicht EINGLIEDERBAR. Das sind so sture Typen, die haben diese seltsame Rechnung: weil das allen gehört, kann ich da jetzt was machen*“ (Raja S., 25.1.2012). Auf derartige Konflikte wurde ich auch bei meiner ersten Gartenbegehung aufmerksam, wo mir oberhalb eines Beetes die Beschriftung eines Beetbegrenzungssteins „*das Beet der ausgegrenzten Gärtner*“ untergekommen war. Während jede Gemeinschaftsbildung mit Aushandlungsprozessen verbunden ist, stellen Auseinandersetzungen und Streitereien jedoch eine potenzielle Gefahr für den Bürgergarten dar, denn „*der Tag X kommt, wenn der Zaun wegkommt und die Begehrlichkeiten weitergehen, wo eine STARKE GEMEINSCHAFT wichtig ist*“ (FTB, 5.11.2011). Diese Aussage einer Gärtnerin mit Anspielung auf weitere mögliche Ansprüche der Burghauptmannschaft auf das Gelände in einer Feedbackrunde vor dem Winter bringt auf den Punkt, warum die Gemeinschaft und der Zusammenhalt in diesem Garten nicht nur wichtig sondern auch existenziell sind.

Die GärtnerInnen-Gruppe, die sich zunächst aus AnrainerInnen und Widerstandsszene zusammensetzte, vergrößerte sich in den letzten Jahren stetig, wobei die politische Zielsetzung laut Aussagen einiger GärtnerInnen immer mehr in den Hintergrund rückte. „[...] inzwischen ist halt ein großer Teil der Leute, die jetzt mit dem Widerstand überhaupt nix mehr zu tun haben, die halt erst im Lauf der letzten zwei Jahre aufgetaucht sind – für die ist das jetzt quasi Geschichte, aber trotzdem sagen wir immer, es ist halt nach wie vor der Anlass, weswegen wir halt an diesem Ort sind“ (Raja S., 25.1.2012). Immer wieder kamen jedoch die GärtnerInnen, auch wenn sie sich selbst nicht aktiv in der Besetzungsphase engagiert hatten, in Gesprächen mit mir auf den „Widerstand“ und die „Besetzung“ in Zusammenhang mit der Augartenspitzbebauung als Ursprung ihres Bürgergartens zurück. Dass dieses Thema nach wie vor aufgegriffen wurde, demonstrierte den immer noch politisch relevanten Hintergrund des Gärtnerns und den vorhandenen Zusammenhalt, der insbesondere darauf zurückzuführen ist. Im Vergleich zur sehr offensiven Vorgangsweise während der Augartenspitzbesetzung, verfolgt man beim Bürgergarten bewusst eine zurückhaltende, diplomatische Strategie, um nichts aufs Spiel zu setzen und Konfrontationen zu vermeiden. Die Friedlichkeit der Protesthaltung steht klar im Vordergrund (vgl. Raja S., 25.1.2012). „Es ist halt mit dem Gärtnern ein schönes Signal und das gibt's auch schwer zu entkräften. Da hat man einfach einen moralischen Vorteil quasi, wenn man gegen etwas gärtner, als wenn man sozusagen in anderer Weise tätig ist“ (Raja S., 25.1.2012). Dieser politische Hintergrund des Bürgergartens, der aufgrund der bewussten öffentlichen Raumnahme an *guerilla gardening* erinnert, prägt die Gemeinschaft der Gruppe, die wiederum wesentlich ist, um der gegnerischen Burghauptmannschaft als Eigentümerin des Areals eine Gegenmacht bieten zu können. „[...] dass es schon darauf ankommt, also wenn man da was macht und verwirklicht, dass das Ganze einfach auch aus dem Grund funktionieren soll, damit die gärtnerischen Anstrengungen in dem Fall das Gelände aufwerten. Also es sollte erkennbar sein, eben nicht nur, dass einer kommt und sagt ich geh' garteln und dann halt nix macht, sondern dass das sozusagen ein Beweis dafür ist, dass die Anrainer und die interessierten Bürger sich dort verwirklichen“ (Raja S., 25.1.2012). Zu diesem Zweck wurde auch eine winterliche Nutzung des Geländes angedacht, etwa in Form eines Eislaufplatzes (vgl. ebd.). Der Spätwinter ist für den Bürgergarten eine besonders kritische Zeit, weil die GärtnerInnen nicht ständig vor Ort zur Stelle sind – auch die Räumung des Augartenspitzes wurde damals in der Phase vor dem Austreiben der Pflanzen durchgeführt (vgl. ebd.).

8.3.4 Parzellen für den Widerstand

Die Strukturen mit Beeten und Gemeinschaftsflächen sind im Bürgergarten aufgrund der Größe des Areals und der vielen verwinkelten, nicht sofort sichtbaren Ecken weniger offensichtlich als im Nachbarschaftsgarten Heigerlein. Doch auch hier gibt es sogenannte „Privat“- und Gemeinschaftsbeete, deren Größen variieren. Jede Saison findet eine Zuteilung der verfügbaren Flächen statt, wobei einige Beete auch bereits im Vorjahr von den selben GärtnerInnen beackert wurden. Mit Beginn der Saison 2012 wurden zusätzliche Privatbeete (die zum Teil von Gemeinschaftsflächen umgewandelt wurden) vergeben. Im Frühjahr 2011 gab es in etwa 30 „angemeldete“ GärtnerInnen im Bürgergarten, mit Beginn der Gartensaison 2012 wurde diese Anzahl allerdings etwa um das Doppelte aufgestockt, obwohl es im Frühjahr noch hieß: *„Und jetzt wird's eh dann schon langsam eng“* (Renate A., 28.1.2012). Auf die Frage, ob es denn ein Maximum an Aufnahmekapazität gebe, erhielt ich damals von Renate A., die auch in punkto Beetvergabe als Organisatorin und Koordinatorin fungiert, als Antwort: *„Ja (zögerlich), schon. So, dass man sich erstens nicht aufeinander draufsteigt sozusagen, und irgendwie muss ich schon versuchen es quasi zu koordinieren - wieviele haben jetzt wirklich maximal Platz. Wenn ich jetzt sag, ich hab das Gemeinschaftsfeld und dann wären 30 Leute in einem Gemeinschaftsbeet – das geht nicht, nein“* (Renate A., 28.1.2012). Auch im Bürgergarten war die Gruppengröße offensichtlich Thema. Obwohl vorrangig der begrenzte Raum als Beschränkungsgrund genannt wurde, erschien mir erst später auch ein weiterer Aspekt damit in Verbindung zu stehen. Die Überschaubarkeit und der damit einhergehende familiäre Charakter in der Gruppe wurden in Gesprächen als weitere Gründe angeführt. Die versteckte Lage des Areals begünstigte diese Tatsache, weil eben nur wenige Menschen durch zufälliges Vorbeispazieren auf den Garten aufmerksam wurden. *„[...] ich mein, ich hab jetzt nix dagegen, dass es nicht die ganze Welt weiß [dass sich hier der Bürgergarten befindet - Anm. d. A.]. Es ist ein KLEINER Platz und ich denk mir, desto mehr Öffentlichkeit, desto mehr Schauer hast du, desto mehr mmh – ich mein, es ist ein öffentlicher Platz, es kann eh ein jeder kommen, nicht, aber, aber ich MAG diese KLEINE, FAMILIÄRE Atmosphäre SEHR GERN“* (Renate A., 28.1.2012). Insbesondere wenn ich mit GärtnerInnen alleine sprach, hörte ich im Bezug auf die versteckte Lage und die begrenzte „Aufnahme“ heraus, dass *„es auch gut so ist, dass nicht ein jeder kommt“* (FTB, 9.5.2012). Die Gemeinschaft impliziert demnach eine symbolische Konstruktion, die eine soziale Gruppe aufgrund der situativen Wahrnehmung von Trennlinien von einer anderen abgrenzt. Die damit einhergehenden Grenzen verstärken jedoch gleichzeitig das Gemeinschaftsgefühl

derer, die im Garten aktiv sind und sich innerhalb dieser Grenzen bewegen (vgl. Cohen 1985 zit. nach Rapport/Overing 2000, 62). Dennoch beobachtete ich mehrmals, dass InteressentInnen nicht einfach abgewimmelt wurden, sondern durchaus nach Möglichkeiten gesucht wurde, sie im Bürgergarten aufzunehmen. Die Anzahl der GärtnerInnen wurde letztendlich in der Saison 2012 aufgestockt, weil es zu viele Flächen gibt, die ohne eine ausreichende Anzahl an Personen nicht entsprechend gepflegt und versorgt werden können (vgl. FTB, 2.5.2012). Je größer die Gemeinschaft und umso bepflanzt das Areal, desto stärker die Gegenmacht, aber auch die symbolische Verteidigung der Fläche.

Was und wieviel die Leute auf ihren Parzellen anbauen, ist unterschiedlich, es gibt neben den sehr individuell bepflanzten Rabatten gemeinschaftlich bebaute Kräuterbeete, Erdäpfeläcker, auf Selbstversorgung, aber auch zum Experimentieren angelegte Beete. Bei der Bepflanzung wird auf biologischen Anbau Wert gelegt (vgl. Renate A., 28.1.2012). Im Vordergrund steht allenfalls, dass *„die gärtnerischen Anstrengungen [...] das Gelände aufwerten. Also es sollte erkennbar sein, eben nicht nur, dass einer kommt und sagt ich geh‘ garteln und dann nix macht und dann liegt das erst wieder brach, weil Brache hat man im Urwald eh, sondern dass das sozusagen ein Beweis ist, dass die Anrainer und die interessierten Bürger sich dort verwirklichen“* (Raja S., 25.2.2012). Offiziell dürfen keine neuen Bäume gepflanzt werden, *„aber wer könne schon kontrollieren, wenn wo wild ein Pflänzchen aufgeht – es könnten ja Samen auch wild aufgehen“* (FTB, 20.10.2011). Ein Glashaus wurde angeschafft und steht nun der Gemeinschaft zur Pflanzenvorwucht zur Verfügung – dort beginnt der Widerstand zu keimen, um anschließend im Freiland Wurzeln schlagen zu können.



Abbildung 20: Das Gewächshaus im Bürgergarten.

Die Ernte fiel im Bürgergarten in der letzten Saison reichlich aus. Ich erinnere mich an Tomaten und anderes Gemüse, das teilweise noch bis in den Spätherbst hinein üppigst an den Pflanzen hing (vgl. FTB, 5.11.2011). „*Wir haben ganz, ganz viel Mangold geerntet. 153 Tomatenpflanzen gab's, jeder Samen ist aufgegangen*“ (Renate A., 28.1.2012). Was nicht der Selbstversorgung der einzelnen GärtnerInnen oder der Gastronomie des Sommerkinos diente bzw. bei den Gartentreffen verwendet wurde, wurde eingekocht und für die Gemeinschaft verarbeitet oder verschenkt.



Abbildung 21: Die Früchte des Widerstandes: eine vor dem Frost gerettete Tomatensammlung der GärtnerInnen im Herbst.

8.3.5 Partizipatives Gärtnern und darüber hinaus...

An einem fixen Wochentag gibt es einmal wöchentlich nachmittags immer einen „*gemeinschaftlichen Gartentag*“ (Renate A., 28.1.2012). Zu diesen Terminen, die als Gemeinschaftsfixpunkte gelten, werden gemeinsam anstehende Tätigkeiten im Garten erledigt, die meist kurzen Besprechungen folgen (etwa das Beseitigen von Müll von der Gartenfläche, notwendige Reparaturen, aber auch das Ernten bzw. Verarbeiten der Ernte). Zur Vorbereitung der Sommerkino-Gastronomie, wozu jährlich aus dem Garten beigesteuert wird, wird beispielsweise Obst und Gemüse eingekocht oder Saft angesetzt. Zuletzt wurde an einem solchen Gartentag im Mai 2012 Hollundersirup zubereitet. Einzelne von Renate A. koordinierte „Arbeitsgruppen“ wurden für unterschiedliche Arbeitsschritte eingeteilt. Die einen pflückten die Hollunderblüten von den Bäumen, die anderen schnitten Zitronen und Orangen, die nächsten übernahmen das Zusammenmischen der Zutaten (vgl. FTB, 9.5.2012).

Wie wertvoll die Mitarbeit jedes Gärtners und jeder Gärtnerin ist, wurde mir an einem dieser Nachmittage bewusst gemacht, als ein Interview verschoben werden musste, weil „jede helfende Hand gebraucht“ wurde. Die Gastronomie, die das jährlich stattfindende Sommerkino „Kino wie noch nie“ versorgt, bezieht Gemüse und Kräuter zum Teil aus dem Bürgergarten. Dieses Projekt läuft in der Regel als Kooperation in Form eines nicht-monetären Tauschgeschäftes: die GärtnerInnen erhalten freien Eintritt ins Kino und Sonderpreise für das vor Ort verkaufte Essen. Auch für 2012 ist eine derartige Kooperation geplant, wie Renate A. in einer Gartensitzung Anfang Mai verlautbarte (vgl. FTB, 2.5.2012). „People everywhere, now and in the past, have drawn on their communities to create and support, to set boundaries upon, to resist, and to dissent from the market“ (Gudeman/Rivera-Gutiérrez 2002, 167). Daraus entwickelt sich eine Art des gemeinschaftlichen Zusammenhalts und der Organisation (vgl. ebd.).

Der Abschluss der Gartennachmittage besteht regelmäßig aus einem gemütlichen Zusammensitzen und einem gemeinsamen Essen, das üblicherweise von einem Mitglied der GärtnerInnen-Gruppe (selbst gelernter Koch) für alle Anwesenden zubereitet wird: *„Also das muss man auch dazusagen, der hat alles natürlich unentgeltlich gekocht und freiwillig“* (Renate A., 28.1.2012). Auch ihm standen meist HelferInnen zur Seite, die ihn beim Kochen unterstützten, Geschirr wuschen oder ähnliche Hilfsdienste verrichteten. Zu manchen Treffen brachten auch andere GärtnerInnen selbst gekochte Eintöpfe oder zubereitete Speisen für die Gruppe mit. In der Erntezeit wird das eigene biologische Gemüse verkocht. *„Ja, und zum Teil haben wir Sachen verkocht, die hier gewachsen sind und teilweise dazugekauft. Wir sind sehr auf der Bioschiene. Also wir tun mit Reinsaat und Ochsenherz und ich hoffe, dass heuer auch vielleicht mit der Arche Noah eine Kooperation zustande kommt. Von den Samen her verwenden wir keine Hybride, es hat alles sozusagen einen biologischen Ursprung. Und da sind sehr große Auflagen auch gegeben“* (Renate A., 28.1.2012). Eine Gärtnerin brachte beinahe wöchentlich Kuchenkreationen zur Verkostung mit. Bei meinen Beobachtungen saßen die GärtnerInnen in entspannter Atmosphäre auf den Heurigenbänken zusammen, tauschten sich über ihre Pflanzen und Erfahrungen aus und unterhielten sich auch über Privates. Manchmal wurden auch kleinere Konflikte ausgetragen, die die Lebendigkeit der sozialen Beziehungen verdeutlichten. In einem solchen Projekt gibt es immer wieder Meinungsverschiedenheiten und Auffassungsunterschiede, die ein Ausverhandeln der gemeinsamen Ziele und Richtungen bedingen (vgl. Raja S., 25.1.2012). *„Jeder hat so seinen*

Rucksack mit, den er da hineinbringt und das ist ein gewisser sozialer Auftrag, der da entstanden ist und noch entstehen wird“ (Renate A., 28.1.2012). Die Gemeinschaft geht über das Gärtnern hinaus. Das Zusammensitzen, Reden, Austauschen schien von zentraler Bedeutung für viele GärtnerInnen zu sein. Die formalen Rollen der GärtnerInnen etwa als für bestimmte Gemeinschaftsflächen Verantwortliche (beispielsweise für den Kompost) werden damit überwunden, womit das Gefühl der Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft wachsen kann (vgl. Amit 2002c, 58). „If [...] they are able to extend this association into a more extended, voluntary sociability [...] then they may well feel that they, or at least some of them, form a community“ (ebd.). Die Zusammenkunft beschränkt sich damit nicht nur auf die notwendigen Arbeiten um das Gärtnerische, sondern dient darüber hinaus ebenso einer Gemeinschaftsbildung. In der Vergangenheit wurden etwa auch Exkursionen zu Gärtnereien gemacht oder gemeinsam eine Ausstellung zu einem Garten-Thema besucht – während der Garten das verbindende Element und den Ausgangspunkt der sozialen Beziehungen darstellt, entwickeln sich Verbindungen, die darüber hinaus reichen. Auch über den Herbst und Winter fanden vereinzelte Treffen der BürgergärtnerInnen statt. Als es draußen zu kalt wurde, verlegte man das Zusammensitzen in die Räumlichkeiten des Filmarchivs. Vor Weihnachten wurde eine Weihnachtsfeier in der Wohnung eines Gärtners organisiert, wo gemeinsam gegessen, getrunken und musiziert wurde. Es verwundert nicht, dass unter den GärtnerInnen auch engere Kontakte und Freundschaften entstanden sind (vgl. Renate A, 28.1.2012). “The emotive impact of community, the capacity for empathy and affinity, arise not just out of an imagined community, but in the dynamic interaction between that concept and the actual and limited social relations and practices through which it is realized. People care because they associate the idea of community with people they know, with whom they have shared experiences, activities, places and/or histories. In turn, they use these interpersonal relations to interpret their relationship to more extended social categories” (Amit 2002b, 18).



Abbildung 22: Bei einem gemeinsamen Zusammensitzen im Herbst.

Das Einbringen in und der Einsatz für die Gemeinschaft und die Partizipation am kollektiven Tun mit dem Ziel der aktiven Raumnahme sind von zentraler Bedeutung, um den Zusammenhalt zu stärken. In einer Gartensitzung zu Saisonende im Herbst 2011 hatte Renate in einer Feedbackrunde den Einsatz einzelner Personen besonders gelobt. Als ich sie in einem Interview noch einmal darauf ansprach, warum manche Personen namentlich hervorgehoben worden waren, antwortete sie mir: *„Grundsätzlich – die nehmen den Garten ernst. Die - hat jetzt gar nicht so großartig zu tun mit der Besetzung oder dem politischen Auftrag der dahinter ist - sondern die lieben den Garten, die sind irrsinnig gern da, weil es ein Ruhepol ist, weil du eine grüne Lunge hast und die bringen sich auch total ein. Die I. zum Beispiel, die hat nicht viel Ahnung g’habt vom Garteln, aber die, die ist so hineingewachsen und es hat ihr so getaugt [...] Also die hat einfach ihre Liebe auch entdeckt und – ich sag’s einmal salopp, die geniert sich jetzt auch nicht anzupacken. Die packt einfach an und es wird nicht lang diskutiert, sondern die sieht auch manche Sachen, die g’spürt’s und ist einfach dabei. Und wenn’s zum Rasenmähen ist, dann wird nicht lang geredet [...] Also das taugt mir ziemlich, wenn nicht alles so strukturiert ist oder nicht jeder eingeteilt werden muss, sondern wirklich, wenn’s es von allein aus g’spürt [...] und du siehst die Dinge und tust es. Und es sind auch viele dabei, die keine bis ganz wenig Erfahrung haben“* (Renate A., 28.1.2012). Manche GärtnerInnen bringen wiederum einen besonderen Erfahrungsschatz im Umgang mit Pflanzen mit, sie haben einen Art „ExpertInnen-Status“ bei Fragen in Zusammenhang mit Anbau, Pflege und Ernte und nehmen auf diese Weise eine wichtige Position für die Gemeinschaft

ein. „Die L. zum Beispiel, die ist eine Moldavierin, die war eigentlich Bäuerin, die hat also schon ganz viel eingebracht, an Wissen und auch an Arbeitskraft“ (Renate A., 28.1.2012). Der Austausch dieses Wissens dient den GärtnerInnen zur Optimierung des Anbaus, der den Widerstand vor Ort wortwörtlich verwurzelt. Im Herbst 2011 führte an einem Nachmittag eine eingeladene externe Gärtnerin durch den Bürgergarten und informierte anhand der dort wachsenden Pflanzen über deren Verwendung, Pflege und Saatgutgewinnung (vgl. FTB, 16.9.2011). Renate A., die den Garten mit vollem Einsatz nahezu Tag und Nacht betreut, fungiert als Schnittstelle zwischen Filmarchiv und Bürgergarten. Sie ist für die Kommunikation und den Informationsaustausch unter den GärtnerInnen zentral und hat eine Art „sanfte Führung“ übernommen. Ihr ist es ein besonderes Anliegen, dass der Garten als Gemeinschaft funktioniert und in diesem Sinne auch Projekte und Ideen basierend auf Eigeninitiative und Selbstverantwortung umgesetzt werden können. „Und das ist einfach mein Ziel, dass IN dieser Gemeinschaft Ideen auch umgesetzt werden. Ich will jetzt gar keine Führung, ich leite sie ein bisschen, ich tu sie ein bisschen begleiten, sag ma’s einmal so. Das ist so mein Ziel, aber dass einfach ganz viel Selbstverantwortung auch dadurch entstehen soll und kann und – ein jeder seine Idee einbringen kann, das wird dann diskutiert und, also was mir ganz wichtig ist, dass ich nicht eine Leitfunktion jetzt in dem Sinn hab und alles ausführen muss, sondern dass das in der Gemeinschaft passiert“ (Renate A., 28.1.2012). Auch die Beständigkeit der Gemeinschaft ist ein Anliegen, denn je besser sich die Leute kennen und je mehr sie sich einbringen, desto stärker der Zusammenhalt, der auch im Auftreten gegenüber „aussen“ zweckdienlich ist. Während einige GärtnerInnen kommen und wieder gehen, hat sich bereits ein „harter Kern“ gebildet. „Aus meiner Erfahrung bleiben immer die über, die es wirklich wollen. Es gibt ja viele, die springen jetzt auf, weil das urban gardening oder guerilla gardening halt so in und so klass‘ ist, ja aber das kristallisiert sich eh relativ schnell heraus – das Garteln ist Arbeit“ (Renate A., 28.1.2012). Im Kontext der Besetzung und Zurückeroberung einer öffentlichen Fläche steht ein verantwortungsvoller Auftrag hinter dieser angesprochenen Arbeit, denn wenn die Pflanzen verwelken oder sterben, verliert auch der Widerstand an Kraft. „Wenn auf einmal die Blumen den Kopf hängen lassen, dann muss man gießen“ (Renate A., 28.1.2012).

Wenn an den „Gemeinschaftsgartl“-Tagen reges Treiben im Garten herrscht, die GärtnerInnen ihre Beete bestellen, die kleinen Kinder barfuß durch die Gegend laufen, die Pflanzen aus dem Boden sprießen und alles überwuchern, erinnert abgesehen von den

Baukränen, die bei genauem Hinsehen über den Baumkronen thronen, nichts mehr an die ungewisse Zukunft, die über dem Bürgergarten schwebt. Bei meinem vorerst letzten Aufenthalt im Feld saßen wir in einer Gruppe, die sich im Vergleich zum Vorjahr deutlich vergrößert hat, nach den Gartenaktivitäten gemeinsam zusammen, aßen mitgebrachten selbstgebackenen Kuchen, plauderten, erfreuten uns am schönen Wetter, das einen Vorgeschmack auf den Sommer gab. Im Hintergrund vernahmen wir plötzlich, fast paradox anmutend, die lieblichen Stimmen der Sängerknaben, die vermutlich für ihren nächsten Auftritt probten. „*Wir sollten sie mal einladen*“, sagte eine ältere Gärtnerin mit Anspielung auf die Sängerknaben – „*das können wir uns nicht leisten*“, wurde erwidert. „*Nein, gratis natürlich, im Sinne einer guten Nachbarschaft*“ (FTB, 9.5.2012). Was die Zukunft für den Bürgergarten bringen wird, ist ungewiss. In der Vergangenheit seien bereits immer wieder Sängerknaben vorbeigekommen, „*denen es TOTAL gefällt*“ (Renate A., 28.1.2012). Welche Bedeutung bürgerschaftliches Engagement im Kontext der Rückeroberung eines öffentlichen Raumes hat, wird sich früher oder später jedenfalls zeigen.

9. Schlussbetrachtungen

Urbanes Gärtnern findet statt, ob auf kleinen Balkonen, Dachgärten, in Form von Blumenkisterln, in Innenhöfen oder auf öffentlichen Grundstücken, ob übergangsmäßig, mobil oder permanent, ob legal oder illegal, öffentlich oder privat – die Grenzen verschwimmen mitunter. Allen diesen Aktivitäten gemeinsam ist jedoch das Verlangen nach Grün, die Lust am In-der-Erde-Graben, die Freude am Aus-dem-Boden-Sprossen von Pflanzen. Besonderen Ausdruck findet dieser „Grün-Boom“ in Form von Gemeinschaftsgärten, wo im urbanen öffentlichen Raum nicht nur Pflanzen zu sprossen beginnen, sondern auch soziale Beziehungen. Historisch betrachtet handelt es sich dabei um ein keineswegs neuartiges Phänomen: Während sich die Anfänge in der Schrebergartenbewegung verorten lassen, sind die heutigen Gärten Beispiele des *community gardening*, dessen Ursprünge sich in den gesellschaftspolitischen Veränderungen der 1968-er Bewegung finden. Der Entstehung solcher Projekte und Initiativen liegen unterschiedliche Zielsetzungen und Motivationen zugrunde. Manche erscheinen als immanent und ausdrücklich politisch, als Paradebeispiele bürgerschaftlichen Engagements und als kräftige Lebenszeichen einer aktiven Zivilgesellschaft, die, mit einem zielgerichteten Enthusiasmus und gemeinschaftlich organisiert, öffentlichen Raum zurückerobert. Schlagworte wie Raumanneignung, Widerstand oder Besetzung, die in diesem Zusammenhang häufig verwendet werden, verdeutlichen den politischen Charakter dieses Tuns. Andere Gärten wiederum vermitteln weniger konfliktträchtige Positionen. Im Einvernehmen und in Zusammenarbeit mit der Stadtverwaltung werden bereits im Vorfeld derartige Projekte geplant, finanziert und unterstützt. In den meisten Fällen werden dafür vorhandene öffentliche Grünflächen (anstatt Brachen) zur Verfügung gestellt. Das Los entscheidet über die Beetvergabe, oft nach Quotenverfahren, um die Zusammensetzung der GärtnerInnengruppe entsprechend der Projektziele, die insbesondere auf sozialen Zusammenhalt und Austausch abzielen, zu beeinflussen. Als „typisches Wiener Hybrid zwischen Selbstorganisation und Steuerung“ bezeichnete Maria Vassilakou (Die Grünen) die in Zusammenarbeit mit der Wiener Stadtverwaltung entstandenen und noch entstehenden Gemeinschaftsgärten im Rahmen der Ausstellungseröffnung zu „Hands-on Urbanism“ (FTB, 14.3.2012). Der Nachbarschaftsgarten Heigerlein im 16. Wiener Gemeindebezirk gilt etwa als derartiges Vorzeige- und Pilotprojekt. Nicht nur medial, auch politisch ist es von Bedeutung, da es als

Modell für das Vorhaben der rot-grünen Stadtregierung - in jedem Wiener Bezirk einen Gemeinschaftsgarten zu initiieren - dient.

Die drei in meiner Diplomarbeit behandelten Gärten bilden die Kontraste des *community gardening*-Spektrums ansatzweise ab: die stark politisch motivierte Besetzung einer von Verbauung bedrohten öffentlichen Fläche auf der einen, die Nutzung zweier von der Stadtverwaltung freigegebener öffentlichen Flächen auf der anderen Seite. Aufgrund der gemeinschaftlichen Gartennutzung lassen sich diese drei Orte jedoch alle trotz ihres unterschiedlichen Entstehungskontextes unter dem Begriff *community garden* zusammenfassen. *Community* oder Gemeinschaft steckt nicht nur in der Bezeichnung dieser Gärten (die auch als Nachbarschafts-, BürgerInnengärten und u.Ä. bekannt sind), sondern es verkörpert das, was diese Gärten zusammenhält und was sie – jeden ganz individuell für sich - auszeichnet. Während sich die „Gemeinschaft“ oder „*community*“ aber keineswegs in eine Pauschaldefinition zwängen lässt oder als analytische allgemeingültige Kategorie herangezogen werden kann, muss das, was damit gemeint ist, aus der konkreten Situation, den Rahmenbedingungen und aus dem Kontext heraus erschlossen werden. Dem Begriff „Gemeinschaft“ entkommt man dabei trotzdem nicht, denn sowohl seitens der AkteurInnen und beteiligten Institutionen, als auch in Diskursen, die rund um den Garten stattfinden, kommt immer wieder die Sprache auf dieses eine zentrale Thema zurück. Ungeachtet der Zweifel an der sozialwissenschaftlichen Verwertbarkeit des Terminus kann dessen Beständigkeit und Relevanz auch heute – in veränderten gesellschaftlichen Konstellationen und mit neuen Bedeutungen versehen – nicht verleugnet werden. Zugehörigkeit zu und die Identifikation mit *communities* sind in einer Zeit, die schnelllebiger und anonymer als je zuvor zu sein scheint, vielleicht aktueller, als man zunächst vermuten würde. Menschen finden sich heute häufig nur für begrenzte Zwecke und in begrenztem Umfang zusammen, woraus sich jedoch ebenso gemeinschaftliche Strukturen ergeben können. Diese theoretischen Überlegungen waren in der Auseinandersetzung mit der gelebten Praxis von Gemeinschaft in den Gärten im Rahmen meiner Forschungstätigkeit grundlegend. Mein Fokus lag demnach auf dem Raum als soziales Produkt, wo durch das gemeinsame Interesse am Garten über Symbole, Ideen und Prozesse zwischen Menschen Beziehungen entstehen und eine *community* entworfen wird.

Meine ersten Beobachtungen machte ich im Nachbarschaftsgarten Heigerlein. Was dort in Folge eines von der Stadtverwaltung und dem Verein Gartenpolylog initiierten Projektes seit

2008 entstanden ist, hat in dem unmittelbar angrenzenden Wohngrätzl seine Wirkung gezeigt. Während die Menschen zweifellos an dem Kontakt zur Natur und der ästhetischen Aufwertung des Viertels Gefallen finden, haben sich darüber hinaus hier im Kleinen soziale Gefüge etabliert. Im Mittelpunkt dessen steht die Nachbarschaft, nicht nur im Garten, sondern auch über dessen Zaun hinweg. Wer in der Nähe wohnt, kommt daran mit Sicherheit früher oder später vorbei. Neben einem „Hingucker“ ist es ein zentraler Ort der Begegnung. Die sozialen Prozesse sind charakterisiert durch eine für den städtischen Bereich ungewöhnliche Nachbarschaftspflege, die auch über den Gartenzaun hinweg gelebt wird. Der Garten ist damit zu einem zentralen Ort in diesem Grätzl geworden. Gemeinsame Feste und Gartenaktivitäten, sowie die Vereinsorganisation haben Beziehungen entstehen lassen, die über die Betreuung des eigenen Beetes in einem gemeinsamen Garten hinausgehen. Rund ums Gärtnern kommen Leute ins Gespräch, tauschen sich aus, experimentieren gemeinsam – gleichzeitig passiert hier auf öffentlichem Raum etwas, wo der kollektive Einsatz und die Alltäglichkeit der Anwesenheit der GärtnerInnen einer anonymen, unpersönlichen Nachbarschaft in der Stadt entgegenwirken. Eine fixe Quote an Beeten wird etwa an Menschen mit Migrationshintergrund vergeben, wodurch die Auseinandersetzung mit Integration und kulturellem Austausch explizit gefördert wird. Die kulturelle Vielfalt findet unter anderem in der Sortenvarietät der angebauten Pflanzen in den Beeten - die auch gelegentlich in Form von köstlichen Gerichten verkostet werden - aber auch auf der sprachlichen und kommunikativen Ebene ihren Ausdruck. *Community* formiert sich nicht nur in Form zahlreicher Aktivitäten unter den AkteurInnen innerhalb des Gartens, sondern auch im erweiterten Kontext. Gemeint sind damit etwa Gespräche, die zwischen GärtnerInnen und AnrainerInnen über den Gartenzaun stattfinden, ebenso Einladungen zum „Hereinkommen“, die ausgesprochen werden, oder Feste, die mit der Nachbarschaft gefeiert werden. Die vielfach flüchtigen, manchmal auch nur oberflächlichen Begegnungen, die mit diesem Gartenkonzept einhergehen, können in Richtung erweiterter Gemeinschaft gedacht werden. Selbst ein Grüßen und Wiedererkennen der Gesichter innerhalb dieses Stadtteils wirkt der Anonymität und Isolation, die im urbanen Raum immer mehr um sich greifen, entgegen. Es findet ein Austausch statt, der über Kommunikation, Wissen und Freundlichkeiten einerseits, und symbolträchtig über Gaben jeglicher Art (etwa Samen, Pflanzen, selbstgemachte Speisen) andererseits erfolgt. Der Nachbarschaftsgarten Heigerlein war in der Vergangenheit immer wieder im Zentrum der medialen Berichterstattung über *community gardening* in Wien – als Pilotprojekt seiner Art hat es mittlerweile viele Nachahmer gefunden.

Spannende Einblicke in die Entstehung eines „typischen“ Wiener Gemeinschaftsgartens erhielt ich im Rahmen meiner Forschung im Gemeinschaftsgarten im Josef-Kaderka-Park, der eines dieser oben genannten Folgeprojekte ist. Von Bezirk, Wiener Wohnpartnern und dem Verein Gartenpolylog gemeinsam initiiert und begleitet, beinhaltete die Zielsetzung von Anfang an, einen „Begegnungsraum für Menschen unterschiedlicher Herkunft“ zu schaffen und damit bewusst GemeindebaubewohnerInnen anzusprechen. Bevor die Beete vergeben wurden, gab es Aktivitäten wie den Bau von Beeten, an dem sich InteressentInnen bereits im Vorfeld (jedoch ohne Sicherheit anschließend tatsächlich auch ein Beet zu bekommen) engagieren konnten. Nachdem sich die Menschen untereinander nicht kannten, nahmen die InitiatorInnen in den ersten Monaten eine wichtige Position in der Heranführung an eine Gemeinschaftsbildung ein. Die Prozesse wurden bewusst entsprechend moderiert, um die Organisation in der und als Gruppe anzuregen. Diese Vorgehensweise beruht auf dem Ziel, eine Gartengemeinschaft aufzubauen, die möglichst bald der Selbstständigkeit für eine Vereinsgründung überlassen werden kann. Aus Sicht des Vereins Gartenpolylog sind Handlungsermächtigung und die Übernahme von Verantwortung zentrale Aspekte, die dieses Projekt ermöglichen. Andere InitiatorInnen verfolgen mit dem Gemeinschaftsgarten zusätzliche Ziele. Die Förderung durch städtische Verwaltungseinheiten und Politik bleibt nicht unbemerkt. Bei groß inszenierten Veranstaltungen, wie Spatenstich oder Sommerfest, treten prominente StadtpolitikerInnen (etwa Umweltstadträtin oder Wohnbaustadtrat) auf, halten Reden zum urbanen Trend des Gemeinschaftsgärtnerns und lassen sich vor den Beeten für die Presse fotografieren. Deren Vorstellungen und Projektionen fließen damit von Anfang an in die Gemeinschaftsbildung mit ein. Im Hintergrund formieren sich die GärtnerInnen, um den Garten - der ihnen damit überlassen wird - aufzubauen: Grenzen nach außen werden gezogen, Beete abgesteckt. Rund um die Gemeinschaftsflächen bilden sich „Arbeitsgruppen“, die viel zum Teil in Eigenregie zu organisieren begonnen haben und bereits erste Projekte erfolgreich umsetzen konnten. Viele GärtnerInnen zeigen vollen Einsatz und sind mit großem Engagement für die „Gemeinschaft“ aktiv. Das gemeinsame Aneignen des Raumes ermöglicht somit die Entstehung von Beziehungen. Die Vorgabe der Bezirksvertretung, dass jährlich mindestens ein Drittel der Beete an neue GärtnerInnen abgegeben werden muss, ist aufgrund der Nutzung eines öffentlichen Grundstückes verständlich, steht der vertieften Gemeinschaftsbildung jedoch im gewissem Maße entgegen.

Völlig andere Voraussetzungen und Rahmenbedingungen fand ich im Bürgergarten am Augartenspitze vor. Dieses Refugium im 2. Wiener Gemeindebezirk schien während meines Forschungsprozesses trotz seiner gesellschaftspolitischen Relevanz von der medialen Aufmerksamkeit als Gemeinschaftsgarten noch weitestgehend unbemerkt geblieben zu sein. Der Bürgergarten folgt dem Beispiel einer *grassroots*- oder Bürgerbewegung, die sich am Augartenspitze rund um ein zutiefst politisches Anliegen im Kampf gegen die Vernichtung öffentlichen Grünraumes durch den Bau eines Konzertgebäudes für die Wiener Sängerknaben formiert hat. Während die eigentlich besetzte Fläche längst verbaut wurde, sind die BesetzerInnen nach der Räumung zum benachbarten Areal hinter dem Filmarchiv weitergezogen, anstatt sich zurückzuziehen, um den Protest - etwas subtiler - auf diese Weise fortzuführen. Im Gegensatz zu den beiden oben genannten Gärten ist die rechtliche Situation im Bürgergarten sehr unsicher. Obwohl das Gelände der Öffentlichkeit (und demnach den BürgerInnen) gehört, verwaltet und verfügt die Burghauptmannschaft darüber. Die Vorgehensweise bei der Vernichtung von Grünraum und der anschließenden Verbauung durch das Konzertgebäude könnte im schlimmsten Fall auch auf den Bürgergarten Anwendung finden, wenn weitere Ansprüche gestellt werden und beispielsweise ein Klanggarten gebaut werden soll. Trotz ständig drohender Gefahr dürfte es in diesem Fall allerdings nicht so einfach werden. In Reminiszenz an ein in früheren Zeiten existierendes Gärtchensystem wurden die alten Strukturen in Kooperation mit dem Filmarchiv wiederbelebt. Unter der „sanften Führung“ einer Filmarchiv-Mitarbeiterin entstand und entsteht im Bürgergarten der Aufbau einer Gegenmacht, für die eine Gemeinschaft und der damit einhergehende Zusammenhalt sowie Solidarität nicht nur wichtig, sondern auch aufgrund der komplexen Umstände existenziell sind. Die sozialen Beziehungen sind ebenso notwendig wie das beständige Keimen und Wurzeln der Pflanzen, um den gegnerischen Parteien Widerstand bieten zu können. Die symbolische Wirkkraft einer starken Gemeinschaft von BürgerInnen sowie von üppig wuchernden, widerstandsfähigen Gewächsen ist in diesem Zusammenhang von großer Bedeutung. Das Gärtnerische im Sinne eines Anbaus allein steht keineswegs für alle Beteiligten im Vordergrund. Das Soziale und „Gesellige“ spricht die Menschen, darunter auch Arbeitslose und PensionistInnen, besonders an. In diesem Zusammenhang schienen sich die befragten GärtnerInnen einig, dass sich die Gruppe nicht unendlich vergrößern, sondern eine überschaubare Größe behalten solle. Die damit einhergehende familiäre Atmosphäre hat hinsichtlich Zusammenhalts ihre Vorteile. Im Rahmen kollektiver Tätigkeiten und vor allem zahlreicher Zusammenkünfte, die über das

Gärtnern hinausreichen, wird das für den Bürgergarten so grundlegende soziale Gefüge ständig vertieft und gestärkt. Dafür ist es wesentlich, dass sich die GärtnerInnen über das ganze Jahr hinweg vor Ort engagieren und damit sichtbar solidarischen Zusammenhalt demonstrieren. Während Einzelne hier im Ernstfall wohl kaum etwas ausrichten könnten, stellt die Gemeinschaft sicher, dass dieses Fleckchen öffentliche Fläche verteidigt und nötigenfalls vehementer Widerstand geleistet wird. Mittels gemeinschaftlicher, kollektiver Nutzung des Areals als Garten wird eine klare Botschaft gegen die Privatisierung von Allgemeingütern vermittelt. Hinter dem existentiellen, politisch motivierten Zusammenhalt, der sich rund um diese gemeinsame Zielsetzung gebildet hat, stecken insbesondere soziale Prozesse und Aktivitäten. Als Fixtermin gilt das wöchentliche Treffen, bei dem nicht nur zusammen gearbeitet und organisiert wird, sondern auch ein Informationsaustausch stattfindet und gemeinsam gekocht und gegessen wird. Neben den wuchernden Beeten, die sich die GärtnerInnen geschaffen haben, sind damit auch sehr enge soziale Beziehungen entstanden, die nicht nur während der „Saison“ gepflegt, sondern auch in Herbst- und Wintertreffen vertieft werden. Durch das Teilen dieser besonderen Erfahrungen und Aktivitäten, in Zusammenhang mit der Wiederbelebung des historischen Bürgergartens und der politischen Zielsetzung, ergibt sich eine besondere Form des Miteinanders. Isolierte Alleingänge oder mangelndes Interesse an der Gruppe werden gegebenenfalls sanktioniert, weil eben „eine STARKE GEMEINSCHAFT wichtig ist“. Obwohl sich mittlerweile Menschen aus unterschiedlichsten Motivationen im Bürgergarten beteiligen und engagieren (auch solche, die an der Besetzung des Augartenspitzes nicht mitgewirkt haben), existiert eine kollektive Erinnerung an die Bürgerinitiative unter den GärtnerInnen, die Ausgangspunkt von solidarischem Verhalten und Verbundenheit ist.

Unabhängig vom Entstehungskontext sind Gemeinschaftsgärten und ähnliche Initiativen von klarem Vorteil für die Stadt und ihre BewohnerInnen, vor allem aus folgenden Gründen: als grüne Lungen, die Mensch und Umwelt gut tun; als Naturoasen, die für Stadtviertel eine Verschönerung und Aufwertung bedeuten; als Kontakträume für soziale Beziehungen, die Anonymität und Einsamkeit entgegenwirken. Die zukünftigen Entwicklungen werden zeigen, ob das Gemeinschaftsgärtnern nur ein aktueller Trend ist, oder auch langfristig die Stadt erobert. Wünschenswert wäre es in jeder Hinsicht. In diesem Zusammenhang bleibt abzuwarten, welche Formen dieses kollektive Tun dann annimmt, ob in Kooperation und Einvernehmen mit der Politik und ihren AkteurInnen, die dieses Thema längst für sich

entdeckt haben, oder ob nach klassischer *bottom-up*-Methode mittels zivilgesellschaftlicher Rückeroberung und Besetzung öffentlichen Raumes.

*Never doubt that a small group of thoughtful, committed citizens can change the world.
Indeed it's the only thing that ever has.*

- Margaret Mead

Quellenverzeichnis

Al-Kattib, Jasmin (2010): Zu Fuß ins Gemüse. Der Standard.

<http://derstandard.at/1285042342053/Natuerlich-essen-in-Wien-Zu-Fuss-ins-Gemuese>, 2.4.2012.

Amit, Vered (2002a): Anthropology and Community. Some Opening Notes. In: Amit, Vered/Rapport, Nigel (Hg.): The Trouble with Community. Anthropological Reflections on Movement, Identity and Collectivity. London: Pluto Press, 13-25.

Amit, Vered (2002b): Reconceptualizing Community. In: Amit, Vered (Hg.): Realizing Community. Concepts, Social Relationships and Sentiments. London: Routledge, 1-20.

Amit, Vered (2002c): The Trouble with Community. In: Amit, Vered/Rapport, Nigel (Hg.): The Trouble with Community. Anthropological Reflections on Movement, Identity and Collectivity. London: Pluto Press, 42-64.

Anderson, Benedict (2006 [1983]): Imagined Communities. London/New York: Verso.

APA/heinz zeggli in Der Standard (2010): Sängerknaben wollen trotz Protest mit Bau beginnen. <http://derstandard.at/1266279168231/Augarten-Saengerknaben-wollen-trotz-Protest-mit-Bau-beginnen>, 27.4.2012.

Appel, Ilka/Grebe, Christian/Spitthöfer, Maria (Hg.) (2011): Aktuelle Garteninitiativen. Kleingärten und neue Gärten in deutschen Großstädten. Kassel: kassel university press.

Architekturzentrum Wien (2012): Hands-on Urbanism 1850-2012. Vom Recht auf Grün. http://www.azw.at/data/cms_binary/original/1329468203.pdf, 10.3.2012.

Augé, Marc (2010 [1992]): Nicht-Orte. München: C.H.Beck.

Banks, Marcus (2001): Visual Methods in Social Research. London: Sage Publications.

Bauer, Otto (1923): Die Österreichische Revolution. Wien: Wiener Volksbuchhandlung.

Beer, Bettina (2008): Einleitung. Feldforschungsmethoden. In: Beer, Bettina (Hg.): Methoden ethnologischer Feldforschung. Berlin: Reimer, 9-36.

Beer, Bettina (2008a): Systematische Beobachtung. In: Beer, Bettina (Hg.): Methoden ethnologischer Feldforschung. Berlin: Reimer, 167-189.

Bennholdt-Thomsen Veronika (2011): Ökonomie des Gebens. Wohlstand durch Subsistenz. In: Müller, Christa (Hg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München: oekom, 252-265.

Berking, Helmuth/Faber, Richard (Hg.) (2002): Städte im Globalisierungsdiskurs. Würzburg: Königshausen und Neumann.

Bundesgärten. Augarten.

<http://www.bundesgaerten.at/article/articleview/56552/1/17604>, 3.5.2012.

Cohen, Anthony P. (1985): The Symbolic Construction of Community. Chichester: Horwood.

Cohen, Anthony P. (2002): Epilogue. In: Amit, Vered (Hg.): Realizing Community. Concepts, social relationships and sentiments. London: Routledge, 165-170.

Collier, John Jr./Collier, Malcolm(1986): Visual Anthropology – Photography as a Research Method. University of New Mexico Press.

Der Standard (2010): Sängerknaben wollen trotz Protest mit Bau beginnen.

<http://derstandard.at/1266279168231/Augarten-Saengerknaben-wollen-trotz-Protest-mit-Bau-beginnen?seite=2>, 9.4.2012.

DESA (2008): World Urbanization Prospects. The 2007 Revision. Highlights. Department of Economic and Social Affairs. Population Division. United Nations (Hg.). New York.

Die Presse (2012):Sängerknaben-Konzertsaal im Augarten eröffnet 2013.

<http://diepresse.com/home/kultur/klassik/724270/SaengerknabenKonzertsaal-im-Augarten-eroeffnet-201>, 29.1.2012.

Doderer, Yvonne P. September (2011): Recht auf Stadt?! – Zur Nutzung öffentlicher Räume. <http://www.goethe.de/kue/arc/zds/de8139668.html>, 1.3.2012.

Dyck, Noel (2002): Children's Sport in Suburban Canada. In: Amit, Vered (Hg.): Realizing Community. Concepts, social relationships and sentiments. London: Routledge, 105-123.

Ferguson, Sarah (1999): A Brief History of Grassroots Greening on the Lower East Side. In: Wilson, Peter Lamborn/Weinberg, Bill (Hg.): Avant Gardening. Ecological Struggle in the City and the World. New York: Autonomedia, 80-90.

Fischer, Hans (2008): Dokumentation. In: Beer, Bettina (Hg.): Methoden ethnologischer Feldforschung. Berlin: Reimer, 293-322.

Flick, Uwe (2002): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt.

Flick, Uwe (2006): An Introduction to Qualitative Research. London: Sage Publications.

Forstamt Wien. Grün- und Freiraumkonzepte für Wien - Forstamt und Landwirtschaftsbetrieb der Stadt Wien (MA 49). <http://www.wien.gv.at/umwelt/wald/forstamt/konzepte.html>, 20.4.2012.

Francis, Mark (1989): The Urban Garden as Public Space. In: Places Nr 6:1, 53-59.

Gartenpolylog. Home. <http://www.gartenpolylog.org/de/1>, 14.11.2012.

Gartenpolylog (a). Detailbeschreibung Heigerlein. <http://www.gartenpolylog.org/de/3/wien/16.-bezirk/nachbarschaftsgarten-heigerlein/presentation>, 26.2.2012.

Gartenpolylog (b). Josef-Kaderka-Park. <http://www.gartenpolylog.org/de/5/6/beete-bauen-im-kaderkapark-1170>, 15.3.2012.

Gartenpolylog

(2008): Vereinsstatuten. http://gartenpolylog.org/de/1/VereinsstatutenGARTENPOLYLOG_NEU-Aenderung19_03_08.pdf/view, 13.1.2012.

Gemeinschaftsgarten Hernals 2012. Planungsworkshop.

<http://gemeinschaftsgartenhernals.wordpress.com/2012/01/#>, 21.4.2012.

Geertz, Clifford (1996): Afterword. In: Feld, Steven/Basso, Keith H. (Hg.): Senses of Place. Santa Fe: School of American Research Press, 259-262.

GGardening Blog. Home.

<http://ggardening.blogspot.eu>, 29.12.2012.

GGardening Blog (a). Über GGardening.

<http://ggardening.blogspot.eu/category/uber-ggardening/>, 29.12.2012.

Grünraummonitoring Wien. Studien der Wiener Umweltschutzabteilung (MA 22).

<http://www.wien.gv.at/umweltschutz/pool/biotop.html>, 17.11.2011.

Gudeman, Stephen/Rivera-Gutiérrez, Alberto (2002): Neither Duck Nor Rabbit:

Sustainability, Political Economy, and the Dialectics of Economy. In: Chase, Jacquelyn (Hg.): The Spaces of Neoliberalism: Land, Place and Family in Latin America. Bloomfield, CT: Kumarian Press, 159-186.

Gudeman, Stephen (2005): Community & Economy: Economy's base. In: Carrier, James (Hg.): A Handbook of Economic Anthropology. Cheltenham: Edward Elgar Publishing, 94-108.

Hauser-Schäublin, Brigitta (2008): Teilnehmende Beobachtung. In: Beer, Bettina (Hg.): Methoden ethnologischer Feldforschung. Berlin: Reimer, 33-54.

Heisteringer, Andrea (2011): Leben von Gärten. In: Müller, Christa (Hg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München: oekom, 305-318.

Heldke, Lisa (2012): Urbanes Gärtnern und die Erzeugung von Gemeinschaft. In: Krasny, Elke (Hg.): Hands-on Urbanism 1850-2012. Vom Recht auf Grün. Wien: Turia und Kant, 108-125.

Hough, Michael (1990): Formed by Natural Process – A Definition of the Green City. In: David Gordon (Hg.): Green Cities – Ecologically Sound Approaches to Urban Space. Montréal: Black Rose Books, 15-20.

Integrationspreis ORF (2010): Nominierte 2010 – Nachbarschaftsgarten Heigerlein.
http://integrationspreis.orf.at/show_content2.php?s2id=55, 24.3.2012.

Kino wie noch nie (2011): Gärtnern wie noch nie. Der Bürgergarten am Augartenspitz.
<http://www.kinowienochnie.at/infos/buergergarten.php>, 10.2.2012.

Kokot, Waltraud (1991): Ethnologische Forschung in Städten. Gegenstände und Probleme. In: Kokot, Waltraud/Bommer, Bettina (Hg.): Ethnologische Stadtforschung. Berlin: Reimer, 1-12.

Krasny, Elke (2012): Hands-on Urbanism 1850-2012. In: Hands-on Urbanism 1850-2012. Krasny, Elke (Hg.): Vom Recht auf Grün. Wien: Turia und Kant, 8-37.

Lebensministerium (2012): City Farmer 2012 werden.
http://www.lebensministerium.at/kalender/lebensmittel/city-farmer_2012.html, 28.4.2012.

Lehner, Stephanie (2011): Guerilla Gardening wird salonfähig. Kurier.
<http://kurier.at/kult/4066358-guerilla-gardening-wird-salonfaehig.php>, 2.12.2011.

Madlener, Nadja (2008): Grüne Lernorte – Gemeinschaftsgärten in Berlin. Universität Wien. Unveröffentlichte Dissertation.

Mason, Jennifer (2002): Qualitative Researching. UK: Sage Publication.

McKay, George (2011): Radical Gardening. Politics, Idealism & Rebellion in the Garden. London: Francis Lincoln Limited.

Meinharder, Erik (2010): GartenSTADTLandschaft. In: *dérive – Zeitschrift für Stadtforschung* Nr. 40. Verfügbar unter:

http://www.derive.at/index.php?p_case=2&id_cont=937&issue_No=40, 3.1.2012.

Meyer-Renschhausen, Elisabeth (2011): Von Pflanzenkolonien zum nomadisierenden Junggemüse. In: Müller, Christa (Hg.): *Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt*. München: oekom, 319-332.

Müller, Christa (2011a): *Urban Gardening. Grüne Signaturen neuer urbaner Zivilisation*. In: Müller, Christa (Hg.): *Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt*. München: oekom, 22-53.

Müller, Christa (2011b): Guerilla Gardening und andere Strategien der Aneignung des städtischen Raumes. In: Lange, Bastian/Bergmann, Malte (Hg.): *Eigensinnige Geographien: Städtische Raumaneignungen als Ausdruck gesellschaftlicher Teilhabe*. Wiesbaden: VS Verlag, 281-288.

Nachbarschaftsgarten Heigerlein (2008): *Die Fläche...*

<http://nachbarschaftsgarten.wordpress.com/2008/02/>, 5.3.2012.

Nas, P.J.M./Veenma M.(1998): Introduction. In: Aoyagi K./Nas, P.J.M./Traphagan J. W.(Hg.): *Towards Sustainable Cities: Readings in the Anthropology of Urban Environments*. Leiden: Institute of Cultural and Social Studies, Leiden University, 3-22.

Natur im Garten (2000): *Grundlagen naturnahen Gärtnerns. Teil 1: Gemüsebau im Hausgarten St. Pölten*.

Neuner, Angelika (2009): *Detailbeschreibung Nachbarschaftsgarten Heigerlein*. Stand: Juni 2009.

http://www.partizipation.at/fileadmin/media_data/Downloads/Praxisbeispiele/InterkultGarten_Heigerlein.pdf, 7.3.2012.

- Neuner, Angelika (2011): gartenpolylog-newsletter 15. Juni 2011.
http://www.gartenpolylog.org/de/newsletter/gartenpolylognewsletter15_Juni_2011.pdf/view,
 7.3.2012.
- Okely, Judith (2010): Visualism and Landscape: Looking and Seeing in Normandy. In:
 Ethnos Nr. 66: 1, 99-120.
- Paede, David/Sas, Barbara (2008): Nachbarschaftsgarten Heigerlein. Film.
<http://davidpaede.eu/?tag=nachbarschaftsgarten-heigerlein>, 29.10.2011.
- Parkins, Wendy/Craig, Geoffrey (2006): Slow Living. Oxford: Berg.
- Pink, Sarah (2008): Re-thinking Contemporary Activism: From Community to Emplaced
 Sociality. In: Ethnos Nr. 73:2, 163-188.
- Pudup, Mary Beth (2008): It takes a garden: Cultivating citizen-subjects in organized garden
 projects. In: Geoforum Nr. 39:2, 1228-1240.
- Rapport, Nigel/Overing, Joanna (2000): Social and Cultural Anthropology: The Key
 Concepts. London: Routledge.
- Rapport, Nigel/Amit, Vered (2002): Prologue: The Book's Questions. In: Amit,
 Vered/Rapport, Nigel (Hg.): The Trouble with Community. Anthropological Reflections on
 Movement, Identity and Collectivity. London: Pluto Press, 1-9.
- Rosol, Marit (2006): Gemeinschaftsgärten in Berlin. Eine qualitative Untersuchung zu
 Potenzialen und Risiken bürgerschaftlichen Engagements im Grünflächenbereich vor dem
 Hintergrund des Wandels von Staat und Planung. Berlin: Mensch und Buch.
- Schlehe, Judith (2008): Formen qualitativer ethnographischer Interviews. In: Beer, Bettina
 (Hg.): Methoden ethnologischer Feldforschung. Berlin: Reimer, 119-142.
- Schmid, Christian (2005): Stadt, Raum und Gesellschaft: Henri Lefebvre und die Theorie der
 Produktion des Raumes. München: Franz Steiner.

Schwanhäußer, Anja (2008): Stadtethnologie – Einblicke in aktuelle Forschungen. In: *dérive* 40/ 41. Verfügbar unter:

www.nextroom.at/artivle.php?id=33445, 13.3.2012.

Seidling, Andrea (2012): Tomaten in der Gartenstadt. In: Krasny, Elke (Hg.): *Hands-on Urbanism 1850-2012. Vom Recht auf Grün*. Wien: Turia und Kant, 160-167.

Selbsternte.

www.selbsternte.at, 12.11.2011.

Selle, Klaus (2010): Die Koproduktion des Stadtraumes: Neue Blicke auf Plätze, Parks und Promenaden. In: *vhw* Nr. 2. Verfügbar unter:

www.vhw.de/publikationen/verbandszeitschrift/archiv/2010/heft-2/, 18.12.2012.

Selle, Klaus (2012): Stadtentwicklung aus der “Governance-Perspektive” – Eine veränderte Sicht auf den Beitrag öffentlicher Akteure zur räumlichen Entwicklung. In: Altmann, Uwe/Grischa, Bertram (Hg.): *Wer entwickelt die Stadt? Geschichte und Gegenwart lokaler Governance. Akteure-Strategien-Strukturen*. Bielefeld: transcript, 27-48.

Sokolovsky, Jay (2011): Civic Ecology and the Anthropology of Place. *Urban Community Gardens and the Creation of Inclusionary Landscapes*. In: *Anthropology News* Nr. 52: 3, 6.

Stadt Wien Presse (2008): Sima/Wimmer: Grünraum Margareten wächst.

<http://www.wien.gv.at/rk/msg/2008/0507/011.html>, 11.3.2012.

Stadt Wien Stadtentwicklung. Urban Farming.

<http://www.wien.gv.at/stadtentwicklung/veranstaltungen/ausstellungen/2011/freiraum/rtf/freiraum-urban-01.rtf>, 3.1.2012.

Stiftung Interkultur (2012): Gärten im Überblick.

<http://www.stiftung-interkultur.de/gaerten-im-ueberblick>, 10.12.2011.

Von der Haide, Ella/Halder, Severin/Jahnke, Julia/Mees, Carolin (2011): Guerilla Gardening und andere politische Gartenbewegungen. Eine globale Perspektive. In: Müller, Christa (Hg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München: oekom, 266-278.

Werner, Karin (2011): Eigensinnige Beheimatungen. Gemeinschaftsgärten als Orte des Widerstands gegen die neoliberale Ordnung. In: Müller, Christa (Hg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München: oekom, 54-75.

Wien Hernals. Gemeinschaftsgarten im Josef-Kaderka-Park eröffnet.
www.wien.gv.at/bezirke/hernals/umwelt/gemeinschaftsgarten.html, 3.5.2012.

Wien Ottakring. "Garteln ums Eck" - mehr Grün für Ottakring.
www.wien.gv.at/bezirke/ottakring/umwelt/garteln.html, 4.5.2012.

Williams, Brett (2002): The Concept of Community. In: Reviews in Anthropology Nr. 31:4, 339-350.

Diverses:

Krasny, Elke 14.3.2012. Ausstellungseröffnung zu *Hands-on Urbanism*. Architekturzentrum Wien.

Müller, Christa. 23.4.2012. Vortrag über *Urban Gardening*. Diplomatische Akademie.

Vassilakou, Maria 14.3.2012. Ausstellungseröffnung zu *Hands-on Urbanism*. Architekturzentrum Wien.

Interviewverzeichnis

Dagmar J. – 19.1.2012

Raja S. – 25.1.2012

Renate A. – 28.1.2012

Anna M. (anonymisiert) – 6.2.2012, 23.2.2012

Lena H. (anonymisiert) – 29.3.2012

Barbara L.(anonymisiert) – 8.5.2012

Angelika Neuner (Experteninterview) – 8.5.2012

Abstract

Während sich weltweit der Trend zur Urbanisierung rasant fortsetzt und der damit verbundene Anstieg der Bevölkerung meist mit zunehmender Umweltverschmutzung, Lärm und der Verdrängung von Grünflächen einhergeht, vollzieht sich gleichzeitig eine interessante Stadtentwicklung von unten, die das Grün in den urbanen Raum zurückkehren lässt: vorübergehend oder permanent, legal oder illegal, öffentlich oder privat. Der Entstehung derartiger Initiativen liegen unterschiedliche Zielsetzungen und Motivationen zugrunde. Manche erscheinen als immanent politisch, in Form von kräftigen Lebenszeichen einer aktiven Zivilgesellschaft, andere wiederum werden in enger Zusammenarbeit mit der Stadtverwaltung realisiert und finanziert. Gemeinschaftsgärten sind Teil dieses Phänomens des *urban greening*, das neben bekannten Schauplätzen wie Berlin, London oder Paris nun auch in Wien zu boomen beginnt. Die drei in meiner Diplomarbeit behandelten Gärten bilden die Kontraste des *community gardening*-Spektrums ansatzweise ab: die stark politisch motivierte Besetzung einer von Verbauung bedrohten öffentlichen Fläche auf der einen, die Nutzung zweier von der Stadtverwaltung freigegebener öffentlichen Flächen auf der anderen Seite. Es ist die *community* und damit die soziale Komponente, die die drei Projekte miteinander verbindet. Dass *community* oder Gemeinschaft in jedem Garten sehr unterschiedlich gelebt und gedeutet wird, ist zentraler Punkt meiner Forschungsergebnisse. Dazu zählen flüchtige Gespräche über den Gartenzaun ebenso wie Freundschaften unter den GärtnerInnen, die längst auch abseits der Beete gepflegt werden. Es sind allerdings immer auch Kontext und Rahmenbedingungen, die die Gemeinschaftsbildung entsprechend prägen. Abgesehen vom Beitrag zu einer möglichen Lösung für gesellschaftliche Probleme und Herausforderungen, wie Klimawandel, Globalisierung, Wirtschaftskrise und „Postwachstum“, ist der Garten damit in dieser Funktion zunächst immer sozialer Raum.

Lebenslauf

Persönliche Daten

Geburtstag, -ort: 16. Mai 1984, Wien
Staatsangehörigkeit: Österreich

Ausbildung

02/2006 – 09/2012 Studium der Kultur- und Sozialanthropologie
Universität Wien
10/2002 – 08/2007 Studium der Internationalen Betriebswirtschaft
Wirtschaftsuniversität Wien
Diplomarbeit zum Thema: „*Das Management der Entwicklungszusammenarbeit der EU mit Asien am Beispiel von Projekten auf den Philippinen*“
1994-2002 Gymnasium, 1160 Wien, Maroltingergasse
1990-1994 Volksschule, 1080 Wien, Zeltgasse

Ausbildung Ausland

09/2005 - 01/2006 Erasmus Auslandssemester, ICHEC Bruxelles, Belgien
07/2000 - 06/2001 High School Year, Las Vegas/Nevada, USA

Berufserfahrung

Seit 06/2010 *Statistik Austria*
Stabstelle Internationale Beziehungen
02/2008 - 07/2009 *ORF/Radio Österreich 1*
Assistenz Wirtschaftskooperationen
10/2007 - 01/2008 *Ständige Vertretung Österreichs bei den Vereinten Nationen (Wien) IAEO, UNIDO und CTBTO (Volontariat)*
09/2006 - 12/2006 *Europäisches Parlament*
Büro MEP Dr. Hannes Swoboda (Praktikum)
Brüssel, Belgien
07/2006 – 08/2006 *Außenhandelsstelle WKÖ (Volontariat)*
Manila, Philippinen